# Die weißen Blätter

*EINE MONATSSCHRIFT*
*HERAUSGEGEBEN VON RENÉ SCHICKELE*

DRITTES HEFT ◆ ◆ 6. JAHRGANG ◆ ◆ MÄRZ 1919

INHALT:

Leo Tolstoj: Die Erzählung vom Zuchthäusler Fedorow.
Paul Cassirer: Utopische Plauderei.
Hans Franck: Gespräch am Abgrund.
Robert Walser: Saul und David.
Ludwig Meidner: Rede (Im Zwielicht) an den Tod.
Theodor Däubler: Fahrt.
Kurt Eisner: Wir Toten auf Urlaub / Letzter Marsch.
Lesebuch (A. H. Fried).

EINZELPREIS 2 MARK
ODER 2 FRANKEN

VIERTELJÄHRL. 5 MARK
ODER 5 FRANKEN

1919

VERLEGT BEI PAUL CASSIRER, BERLIN W.

GALERIE
ALFRED FLECHTHEIM

Wieder-Eröffnung

Ostersonntag

DÜSSELDORF
KÖNIGSALLEE 34, I. STOCK

VERLAGS-
KATALOG

BÜCHER 1919
24 SEITEN

GRAPHIK 1919
48 SEITEN

*SOEBEN ERSCHIENEN*
*ZUSEND. KOSTENLOS*

VERLAG PAUL CASSIRER
BERLIN W. 10

Soeben erschien:

WLADIMIR KOROLENKO

Die Geschichte meines Zeitgenossen.

Übersetzt und eingeleitet von ROSA LUXEMBURG.

Mit einem Bildnis des Verfassers.

Zwei Bände 15 Mark, in Halbleinen gebunden 20 Mark.

Korolenko ist der Spiegel des Rußlands von gestern. Die Geschichte seines Zeitgenossen in der er das bunte Epos seiner eigenen Jugend aus der Ferne des Alters aufrollt, ist Rußlands Geschichte der letzten sieben Jahrzehnte und das Schicksalsbuch seiner Menschen. Diese Jugendbiographie ist von reifer Fülle, weil sie der alte Korolenko schrieb, und von zarter Reinheit, weil Kind und Knabe Korolenko seine Erlebnisse gibt. Zwischen den Nationalitäten — Korolenko ist seiner Abstammung nach Pole, Ukrainer und Russe zugleich und doch ohne Chauvinismus vielleicht der nationalste unter den großen Prosaikern Rußlands — fügt er aus seinen Erlebnissen das Buch vom Leben seiner Zeit, einen Hymnus des sozialen Mitgefühls, das Rußlands geistige Quelle ist. Rosa Luxemburg ist ihm deshalb so verwandt und war darum seine berufene Mittlerin ins Deutsche. In ihrer Einleitung gibt sie Korolenko den Platz im Kreis der großen russischen Dichter und bringt dabei dem deutschen Leser eine unvergleichlich klare, kurze Literatur- und Geistesgeschichte des letzten zarischen Jahrhunderts.

VERLEGT BEI PAUL CASSIRER IN BERLIN

*Leo Tolstoj:*

# DIE ERZÄHLUNG VOM ZUCHTHÄUSLER FEDOROW.

## Ein ungedrucktes Kapitel aus dem Roman „Auferstehung".

Der russische Text der nachstehenden Episode ist im April 1916 in der von Gorki geleiteten Petrograder Monatsschrift „Lietopisj" (Die Annalen) veröffentlicht worden. Das Fragment ist durch folgende Erklärungen des Herausgebers eingeleitet.

Die Erzählung vom Zuchthäusler Fedorow hat sich im Archiv W. G. Tschertkows unter den zahlreichen Manuskripten der „Auferstehung" erhalten. Nach dem ursprünglichen Plan bildete sie einen Abschnitt des 25. und 26 Kapitels vom dritten Teil der endgültigen Ausgabe. Sie schildert den Besuch Nechljudows mit dem Engländer im sibirischen Gefängnis, wo sich Katjuscha Maslow befand. Bei späterer Bearbeitung wurde diese Erzählung nach und nach verändert und schließlich ganz weggelassen, so daß im allgemein bekannten Text Fedorow gar nicht genannt wird; nur die Einleitung ist im Druck erhalten, das heißt, die Beschreibung des Besuches im Gefängnis und die Verteilung der Evangelien durch den Engländer an die Gefangenen, welche an die Erzählung vom Altgläubigen anschließt. Die Fedorow-Episode, welche Tolstoj offenbar dem Leben entnommen hat, wurde, jedoch in ganz anderer Bearbeitung, von ihm in den „Falschen Coupon" aufgenommen, wo man Fedorow zu Stepan Peldgejuschkin in Beziehung bringen kann. Von den Fassungen dieser Episode ist hier die erste gegeben, die in Tolstojs Autograph erhalten ist.

Das Gefängnis machte auf Nechljudow nach der Helle, der Sauberkeit und dem Überfluß im Hause des Gouverneurs gleich bei den ersten Schritten einen schwereren Eindruck als sonst. Nachdem der Aufseher das Billett gelesen hatte, fing er sofort an, Nechljudow mit Ew. Durchlaucht anzureden, und bot ihm und dem Engländer in allem seine Dienste an.

„Bei uns ist nicht ganz alles wohl", sagte er. „Es treffen Abteilungen von zwei Straßen ein, und es kommt Überfüllung vor. Das Gefängnis ist für siebenhundert Seelen gebaut — jetzt haben wir siebzehnhundertzwanzig hier. Da werden sie krank. Wohin befehlen Sie also: zu den Transportarrestanten, oder belieben Sie zu den Zuchthäuslern zu gehen?"

Der Engländer wünschte, zuerst zu den Zuchthäuslern zu gehen, und sie traten in den Korridor ein.

Nechljudow war schon an die Gefängnisgerüche von Exkrementen, Urin und Teer gewohnt, aber auch ihn bedrückte die besonders stickende Luft in diesem Korridor. Als sie hineintraten, ließen im Gange selbst zwei Männer, nur in Hemd und Hosen, den Urin direkt auf den Boden. Der Aufseher schrie sie an, und sie kehrten, mit den Ketten rasselnd, in die Zelle zurück. In der Zelle war die Pritsche in der Mitte, und die Arrestanten lagen Kopf gegen Kopf, wie Heringe im Faß. Es mochten ihrer siebzig sein in der kleinen Zelle. Der Gestank war schrecklich. Alle sprangen, mit den Ketten klirrend, auf und stellten sich neben die Pritsche, die rasierten Kopfhälften glänzten; nur zwei blieben liegen. Der eine war ein junger Mensch, rot, augenscheinlich im Fieber, der andere ein Greis, ebenfalls sehr krank. Der Engländer fragte, ob der junge Arrestant seit lange erkrankt sei. Der Aufseher sagte, seit dem Morgen, der Alte aber sei schon lange magenkrank. Der Engländer schüttelte mißbilligend den Kopf und sagte, er wolle zu diesen Leuten ein paar Worte sprechen; er bat Nechljudow, das, was er sagen werde, zu übersetzen, und begann. Seine Rede drückte aus, daß Christus, aus Erbarmen mit den Menschen, allen die Möglichkeit zur Rettung gegeben habe.

„O sagen Sie ihnen, daß Christus für sie Erbarmen hatte und sie liebte. In diesem Buche, sagen Sie ihnen, ist das alles gesagt."

Er zog ein gebundenes Neues Testament aus der Handtasche, und rauhe, breite Hände streckten sich ihm, einander abwehrend, aus den Ärmeln von grober Leinwand gierig entgegen. Er verteilte sechs Evangelien, und sie gingen weiter.

In der andern Zelle sangen sie in der Art Lieder, daß das Dröhnen der aufgehenden Türen nicht gehört wurde. Der Aufseher klopfte an ihre Tür.

„Ich will euch singen lehren!" rief er. „Achtung!"

Kaum war die Tür geöffnet, da sprangen wieder alle auf wie in der ersten Zelle und nahmen mit angeschlossenen Händen vor der Pritsche Stellung an. Der Engländer hielt in gleicher Weise dieselbe Rede und gab ebenfalls sechs Evangelien. In der dritten Zelle hörte man Geschrei und Lärm. Der Aufseher wollte vorangehen, aber der Engländer bat, unbemerkt durch das Fensterchen in der Tür hineinsehen zu dürfen. Der Aufseher willigte zuerst ein, aber da wurde Geklatsch von Schlägen einer Prügelei und Gebrüll hörbar; der Aufseher klopfte und rief: „Achtung!" Die Tür wurde aufgemacht, wieder standen alle stramm bei der Pritsche, mit Ausnahme von zweien, die einander festhielten, der eine an den Haaren, der andere am Bart. Der Aufseher stürzte auf sie los, und dann erst ließen sie von einander. Der eine hatte eine ganz rote Wange, der andere troff von Rotz, Speichel und Blut, die er mit dem Rockärmel abwischte.

„Der Älteste!"

Fedorow, den Nechljudow kannte, trat mit fröhlich lächelnden Augen vor.

Der Bauer Fedorow hatte noch in Moskau Nechljudow zu sich kommen lassen und ihn gebeten, für ihn ein Kassationsgesuch einzureichen. Nechljudow hatte ihn danach in seiner Einzelzelle besucht und war am stärksten von dem Reiz — anders kann man es nicht nennen — dieses Menschen betroffen worden. Er fand ihn, wie er am Fenster stand und seine geölten, braunen Locken kämmte. Er war ein Mann von etwas mehr als mittlerem Wuchs und gut gebaut, mit einem kleinen Bärtchen und außerordentlich schönen Augen, sehr weiß im Teint und ganz mit Sommersprossen bedeckt. Er war ein Weiberverführer, wie Nechljudow später erfahren hatte, und unterhielt sich aus dem Fenster durch Zeichen mit den Frauen, die ihm antworteten. Seine Augen lächelten

beständig, und der schöne Mund zog sich in ein ansteckendes Lächeln. Er hatte eine so merkwürdige, seltene Art zu sprechen, daß sie einem unwiderstehlich im Ohre lag, wie Musik. Jedes Wort, das er sprach, war angenehm zu hören, und er redete ausgezeichnet. Die Unterhaltung mit ihm hatte damals Nechljudow sehr frappiert durch die einfache Art, mit der er von der Ursache seiner Verhaftung sprach, einem Mord mit staunend entsetzlichen Einzelheiten, welche nur ein Mensch sehen konnte, der den Mord mit vollkommener Ruhe beging.

„Ich hätte das ja gar nicht zu machen gebraucht. Aber es kam einmal so."

„Wäre es möglich, daß sie gar keinen Schrecken und kein Mitleid empfunden hätten?"

„Wieso kein Mitleid? Ich bin doch auch ein Mensch. Aber damals begriff ich ja nicht", sagte er, und seine Augen lachten.

Nechljudow überzeugte sich, daß diesem Menschen nicht zu helfen war, und er teilte es ihm auch mit; aber etwas anderes fing an, ihn zu interessieren. Es reizte ihn, zu versuchen, ob man in diesem Menschen nicht Reue und gute Gefühle wecken könnte. Er war mit einigen andern für Nechljudow ein Muster jener im Grund verdorbener und darum gefährlicher Personen, welche die Verteidiger der Strafe immer als Beweis der Notwendigkeit anführten, die Gesellschaft vor ihnen zu schützen.

Fedorow konnte gut lesen und schreiben. Nechljudow gab ihm Bücher, und er las alles und behielt den ganzen Inhalt, aber er nahm die Bücher offenbar nicht ernst, sondern als bloßen Zeitvertreib.

Das Evangelium und andere moralisierende Schriften lehnte er rundweg ab. Nechljudow hatte anfangs nicht verstanden, warum er das tat, aber später, nach einem Gespräch mit ihm, begriff er es. Nechljudow hatte schon früher bemerkt, daß dieser verständige und begabte Mensch sich nur für zweierlei Dinge interessierte: für alles, was

zum Leben im Gefängnis, auf den Etappen, im Zuchthaus, und was zu den Gefängnisbehörden in Beziehung stand, und besonders — wie Nechljudow bemerkte und wie Fedorow später selbst zugab — für all das, was man wissen mußte, um seine Flucht vorzubereiten; dann aber auch dafür, was ihn ins Reich der Phantasie versetzte, in das Leben reicher, freier Menschen, vor allem in Paris. Er liebte besonders französische Romane, welche für ihn wie Zaubermärchen waren, die seinen Gram zerstreuten. Alles aber, was sein eigenes inneres Leben betraf, interessierte ihn nicht: im Gefängnis, auf der Etappe, im Zuchthaus hatte er nicht die Gelegenheit, diese Lebensregeln anzuwenden. So wenigstens dachte er. Er kannte im allgemeinen die evangelischen Grundlehren des Vergebens, der Eintracht, der gegenseitigen Hilfe, Liebe, und nicht nur verleugnete er sie nicht, sondern hielt sie für sehr gut und war ihnen einige Zeit nach dem letzten Mord sehr nahe gewesen; doch jetzt hielt er sie für unanwendbar, und er wurde darum besonders streng und kalt, und seine Augen hörten auf zu lachen, wenn von gutem Leben die Rede war.

„Dies paßt jetzt nicht für uns", sagte er einmal zu Nechljudow, ihm das Evangelium und die Nachahmung Christi zurückgebend, die er bekommen hatte. „Aber Rocambole — der hat mir Freude gemacht."

Das letzte mal, auf einer Etappe, hatte Nechljudow lange mit ihm gesprochen, und Fedorow hatte ihm sein jüngstes Verbrechen erzählt, für welches er jetzt auf zwölf Jahre ins Zuchthaus ging; die Erzählung hatte bei Nechljudow einen schrecklichen und starken Eindruck hinterlassen.

„Wissen Sie, es war in unserer Stadt Tschernj, im Tulaschen Gouvernement, so'n dreckiges Städtchen. Dort trieb ich mich mit Kameraden herum, gleichen Vagabunden wie ich. Ich war von der Lederfabrik fortgegangen. Nun, wir lebten liederlich, versoffen alles. Und da über-

redete uns das Liebchen des Soldaten — bei ihnen hatten wir Quartier — auf einen Raub auszuziehen. Es war da so ein armseliger abgedankter Beamter, er lebte mit drei Töchtern — einer Witwe, einer Jungfer und einer verheirateten Frau; er wohnte weit draußen, in einem Häuschen. Wir tranken ein Letztes zur Tapferkeit und gingen. Wir krochen zum Fenster hinein, fingen an, nach dem Geld zu fragen. Ich nahm den Alten vor, und der Soldat ging hinter die Scheidewand zu seiner verheirateten Tochter. Sie wehrt sich, schreit, riß sich los und an mir vorbei durch die Tür. Ich machte den Alten fertig, und jener, der Soldat, ringt mit dem Mädel. „Seht doch", sag ich, „der wird mit einem Mädel nicht einmal fertig." Wie die da winselt! Er schnitt ihr den Hals ab und fing an, in den Kommoden zu wühlen. Ich aber nahm ein Lämpchen und ging hinter die Scheidewand; ich sehe ein Kindlein, das aus Leibeskräften in der Wiege schreit: der Zulp ist ihm aus dem Mündchen entschlüpft. Ich gab ihm den Zulp — gierig sog es sich in ihn ein — und ich selber ging zum Kasten. Schau, da liegt sie davor mucksstill und schaut mit aufgerissenen Augen auf mich."

„Wer sie?"

„Na, die dritte, die Witwe. Erschrocken ist sie und schweigt, sie starrt mir nur gerade in die Augen. Was tun? Ich stellte das Lämpchen auf den Kasten, das Messer in der Hand."

„Brüderchen, verdirb meine Seele nicht . . ."

Fedorows Stimme erzitterte, und er konnte nicht mehr reden.

„Wie sie das gesagt hat und sich selbst nicht bewegt, nur mich mit den Augen sticht — da fühle ich, daß ich gleich schwach werde, ich packte sie an den Armen — machte sie fertig. Schon gut, wir taten wie's sich gehört, wir nahmen Kleider mit, es fand sich etwas Geld, und wir gingen.

„Nur ihre Augen konnte ich nicht vergessen und wie sie gebeten hatte. Zwei Tage soff ich und konnte keinen Rausch kriegen. Die ganze Zeit lag ich im Graben. Am dritten Tag ging ich auf die Polizei — und zeigte an."

Lange schwieg er.

„Ich hätte doch nicht anzeigen, sondern, wie Simon der Räuber, irgend wohin, in ein Kloster gehen sollen . . . In diesem Kloster hier kann man ja nicht Buße tun."

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nechljudow sah, daß dieser Mensch auf der Schwelle der Reue gewesen war, daß aber das Gericht, die Gefangenschaft, das Zuchthaus ihn gestört hatten: sie hatten ihn aufgereizt.

Nechljudow war ihm im Laufe der Etappenwanderung mehrmals begegnet; er sah, daß Fedorow auf die Arrestanten einen großen Einfluß hatte und immer verbitterter wurde.

Jetzt war Fedorow ein ganz anderer Mensch.

„Was befehlen Sie zu tun? Unmöglich, sie zur Ruhe zu bringen", sagte er.

„Wart', ich werde sie schon beruhigen", sagte der Aufseher, sich verfinsternd.

„What did they fight for?" fragte der Engländer.

Nechljudow erklärte ihm, daß der eine eins geschlagen hatte, und daß der andere sich rächte.

„If he will allow me to say a few words to them", sagte der Engländer. Nechljudow übersetzte. Der Engländer holte ein Evangelium hervor.

„Bitte, sagen sie ihnen folgendes", sagte er. „Ihr habt euch herumgeschlagen, aber Christus, der für uns gestorben ist, gab uns ein anderes Mittel, unsere Streitigkeiten zu schlichten. Fragen Sie sie, ob sie wissen, wie man nach dem Gesetz Christi einen Menschen behandeln soll, der uns Unrecht tut?"

Dies interessierte Nechljudow, und er übersetzte.

„Den Vorgesetzten klagen, die werden entscheiden?“ sagte einer im Frageton.

Jemand schnaufte.

„Wie?“ sagte ein anderer. „Durchbläuen muß man ihn, dann wird er es nicht tun.“

Hie und dort hörte man ein aufmunterndes Lachen.

Nechljudow übersetzte dem Engländer ihre Antworten.

„Nun, so sagen Sie ihm, daß es gerade umgekehrt ist“, erwiderte der Engländer. „Sagen Sie ihnen, daß man genau das Entgegengesetzte tun muß; wenn man dich auf die eine Wange geschlagen hat, so biete auch die andere dar“, sagte der Engländer und tat, als ob er seine Wange darbieten würde.

Nechljudow übersetzte.

„Er soll es selbst versuchen“, sagte eine Stimme.

Ein allgemeines, unbezwingbares Lachen ergriff die ganze Zelle, selbst der Verprügelte lachte durch das Blut und den Rotz. Auch Fedorow lachte mit ansteckender Lustigkeit.

In dieser Zelle war auch ein Kranker; er war nicht aufgestanden, als die andern sich erhoben hatten.

„Und wenn man einen auf die andere Wange gehauen hat, welche soll man dann noch bieten?“ sagte der Kranke.

„So wird er dich ganz weich schlagen.“

„Probiere nur“, sagte jemand von hinten. Das Lachen wurde lauter.

Der Engländer ließ sich nicht verwirren. Und er verteilte auf der Stelle sechs Neue Testamente.

*Übersetzt von Benno Nesselstraup.*

*Paul Cassirer:*

# UTOPISCHE PLAUDEREI.

## I.

Viele Jahre waren nach der großen Revolution vergangen. In einer der Straßen des Landes Berlin —

Das alte Berlin, das vorrevolutionäre, das sich längs der Ufer der Spree hinzog und von den Ufern des Flusses, der im Innern der Stadt zu einem Gewässer geworden war, nach beiden Himmelsrichtungen, Norden und Süden, sich wie eine aufgeschwollene Scheibe herausbog, hatte eine Art Harmonie bekommen.

Fliegt man über Berlin an einem Morgen, an dem die aufgehende Sonne schön scheint, ihre hellen, gelben gleißenden Strahlen von Morgen her seitwärts, beinahe parallel zur Erde, über die glänzenden Dächer schießen läßt, dann erscheint die Stadt Berlin wie ein Stern aus Brillanten, ein großer schöner Stern, wie ihn prächtige Frauen, die den Glanz lieben, an der entblößten Brust tragen.

Vom großen Platz in der Mitte strahlen die diagonalen Straßen nach dem Umkreis, lange gleichmäßige Zeilen. Immer wieder sind die Strahlen zerschnitten von breiten Kreisen, gleichmäßig sich rundend zum mittleren Kreis des großen Platzes: die großen Ringe, an denen die öffentlichen Gebäude der Gemeinschaft und der Verwaltung stehen. Es kreuzen die Strahlen grüne Kugelketten, das sind die Parkringe, kleine runde Parks, einer neben dem anderen, aber stets von einander getrennt durch weiße Häuserblocks, die Speisehäuser der Stadt Berlin, der Arbeitsstadt. Früher, in den häßlichen Zeiten vor der Revolution — was war das 19. Jahrhundert, seit Goethe

tot war, für ein böser Traum! — hätte man mit der rohen Ausdrucksweise jener barbarischen Zeit die Perlenparks „Lungen der Großstadt“ genannt. Jetzt getraut man sich nicht mehr, solche anatomischen Angstausdrücke zu gebrauchen. Die runden Gärten tragen Namen von Frauen, Garten der Marie, Garten der Olga, Garten der Helene. Die Frauen arbeiten in den Werkstätten wie die Männer. Aber was die bösen Propheten vorher gesagt hatten, ist nicht eingetreten; der Mann liebt es immer noch, die Frau zu beschenken und ihr zärtliche Aufmerksamkeiten zu erweisen. Übrigens, muß man nicht lachen, wenn man an all die düsteren Prophezeihungen denkt? Wenn Frauen und Männer gleichberechtigt sein werden, die Frau neben dem Mann arbeitet, werden die Frauen mit weniger Zartheit behandelt werden. Gesetze können sich verändern, alte Sitten verschwinden und neue entstehen, aber muß der Dumme und der Kluge nicht zu dem Gedanken den Kopf schütteln, jemals werden dem Jüngling die Wangen nicht glühen, wenn er sein Mädchen in den Arm nimmt; und wenn eine Vogelpest alle Nachtigallen sterben ließe, würden den Knaben und den Mädchen das ferne Pfeifen der Eisenbahnzüge in der Juninacht nicht gleich süße Musik machen? Weil ihre Verliebtheit Liebliches hören möchte, hören sie es in der Juninacht von irgend woher.

## II.

Gestern — und wegen des merkwürdigen Erlebnisses des gestrigen Tages, schreibe ich dies alles in mein Tagebuch — eines Erlebnisses, das mir alte Zeiten und alten Streit in die Erinnerung rief; und ich merke, es wäre ganz lustig und lehrreich zugleich, die alten Streitigkeiten aufzuschreiben. Denn die kleinen Fragen und der Kampf um sie verfallen der Vergessenheit, die großen Brüder, die großen Ereignisse werfen sie einfach aus der Weltgeschichte heraus. Aber waren die kleinen Dinge, die kleinen Probleme nicht wichtig für uns? Und sind

wir nicht wichtig, oder was viel bedeutungsvoller als wichtig ist, waren wir, sind wir nicht existent in dem, was man Weltgeschichte nennt? Haben wir nicht jeden Tag dieser Zeit gelebt, die so weltgeschichtlich, so ungeheuer war? Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß während der großen geschichtlichen Ereignisse nur geschichtliche Ereignisse geschehen, und die Menschen verschwinden. Wir lebten mitten in der Welthistorie, und an den Tagen, die unsere Enkelkinder jetzt in der Schule auswendig lernen, haben wir vielleicht bis in den Morgen hinein geschlafen, sind aufgestanden, haben gefrühstückt, zu Mittag gegessen, auch das Abendbrot nicht versäumt, und wer ein Mädchen bei sich hatte, tat mit ihm, was man mit einem geliebten Mädchen tut am . . . . zehnten August 19 . ., dem Datum, das jeder Abiturient heute wissen muß, wenn er sein Examen bestehen will. Und es kommt vor, daß eine Großmutter augurenhaft lächelt, wenn der Enkel erzählt, wieviel Wert in der Prüfung gerade auf dies Datum gelegt wird.

Gestern wurde ich an manches Kleine aus der großen Zeit erinnert, eben durch dieses seltsame Zusammentreffen. Und während die beiden alten Leutchen im Nebenzimmer geruhig schlafen, schreibe ich den Bericht, das Protokoll über das gestrige Ereignis, das ich ein „Ereignischen" nennen möchte. Die alten Leute sind so rührend, und ich erinnere mich, sie waren einst stolz und gar nicht rührend.

Die Menschen sind anders geworden, aber wie vieles hat sich nicht verändert! Um das alte Berlin, das jetzt die Arbeitsstadt Berlin ist, lag eine Sandwüste, das heißt, erst der Grunewald, dann die Sandwüste, aber der Grunewald war auch nichts weiter als eine bewachsene Sandwüste. Das ist eigentlich ein Unsinn, eine Wüste kann nicht bewachsen sein; doch wie soll man das Gebilde nennen: Im Sande standen in Reihe und Glied Staubwedel, die nannte man Kiefern und das Ganze nannte man Grune-

wald, wobei die meisten Berliner freilich vergessen hatten, daß Grunewald mit Wald zusammenhängt. Grunewald war halt ein Name wie Neuruppin oder Kottbus oder wie bei Menschen ein Name, sagen wir Kulicke oder Posner, ein Name halt, bei dem man sich nicht das Geringste denkt, am wenigsten denkt man dabei an einen Wald.

Wie weit ist die Entwicklung von dem Lied:

„Über allen Gipfeln ist Ruh,
In allen Wipfeln spürest du
Kaum einen Hauch.
Die Vöglein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch."

Bis zu dem andern Lied:

„Im Grunewald, im Grunewald
Ist Holzauktion".
Die ganze Fuhre Kienholz
Kost 'n Taler,
'n Taler kost' sie nur."

Ich habe einen sehr alten Freund, bald so alt wie ich, der noch ein Schüler Kropotkins war, der behauptet, höchst ungerecht sicherlich, zwischen den beiden Liedern liege die kapitalistische Entwickelung. Der Grunewald und sein sägescharfes Lied, das ich wahrhaftig lange Jahre vergessen hatte, kommt mir durch das gestrige Erlebnis in den Sinn, aber der Grunewald ist für immer verschwunden. Wo er war — die schwarze Erde meines Gartens war auch ein kieferbeschattetes, nein, kieferbestandenes Fetzchen der Waldwüste — da dehnt sich jetzt in riesigem Kreis die Wohnstadt, die wir ja das Land Berlin nennen, um die Arbeitsstadt aus. Wenige breite Zufahrtsstraßen durchschneiden unser Land. Wir sind keine „Villenkolonie", (Wüste—Wellblech—Gouverneur) wir wohnen nur hier. Von den breiten Zufahrtstraßen führen Stege, auf denen kein Wagen fahren kann, durch die Gärten zu unsern Häusern. Wir haben keine Vor-

fahrten und keine Rampen mehr und keine Gitter und keine Portale. Das letzte Stück Weges muß schon ein jeder zu seinem Haus zu Fuß gehen. Das hätten die Genossen meiner Jugend nicht für herrschaftlich gehalten, nicht für modern, unmöglich für das Zeitalter des Verkehrs und des Fortschritts. Das Gehen lebte nur noch als künstlicher Zeitvertreib, als Sport. Was wir jetzt treiben, hätten die alten Parvenüs des Fortschritts reaktionär genannt.

Der Alte von gestern, der jetzt nebenan schlummert, sagte das auch, und er war ganz glücklich und lachte: „Ah, Ihr seid ja reaktionärer, als wir es waren. Das ist schön, das ist gut." Und das alte Mütterchen, seine Frau, war ganz hoffährtig: „Habe ich es Dir nicht immer gesagt". Und dann setzte sie traurig hinzu: „Wozu war dann die ganze Revolution? Ach, und wäre sie nicht gewesen, so hätten wir uns nicht so lange Jahre, zehn Jahre, zwanzig Jahre — dreißig Jahre — ich kann die Jahre nicht zählen — zu verbergen brauchen."

Solange hatten sie sich versteckt, ganz in der Nähe von Berlin, auf einer kleinen Insel im Bletzinsee bei einem alten Jugendgenossen, der, einst ein Maler, dort schon seit langer Zeit ein Einsiedlerleben führte, im Schilf malte und im Schilf Enten fing. Der hatte sie, als der Bolschewismus kommen sollte, aus ihrem Berliner Palais geholt. Verängstigt hatten sie sich versteckt, hatten Jahrzehnte verborgen gelebt, waren längst über das biblische Alter hinaus, die Alte gewiß 90, der Mann, ich habe es im Künstlerlexikon nachgeschlagen, bald, man scheut sich, die Zahl hinzuschreiben, 100 Jahre. Geboren 1848, gestorben 1919 steht im Buch.

Etwas Schreckliches war auf ihrem Robinsoneiland eingetreten. Der alte Kamerad — der Malerjäger — war gestorben. Entsetzt flohen die Beiden, luden ihr bißchen Habe auf einen Handkarren, schoben den Handkarren auf einen halbverfaulten Kahn und ruderten die zweihundert Meter, gleich einer Fahrt über den Ozean, ans feste Ufer.

III.

Gestern Abend traf ich sie. — Ich gehe den breiten Steg entlang, der von der Zufahrtstraße kommt und auf den neben vielen andern auch mein Haussteg mündet. Er ist sehr lang und ganz gerade.

Wie ich in ihn einbiege, sehe ich schon von weitem zwei schwarze seltsame Pünktchen auf dem gelben Kies. Ich verwundere mich, schreite aus, und als ich näher komme, sehe ich zwei fremdartig gekleidete Menschen, die einen kleinen zweirädrigen Karren mühsam schieben, und, übertönt vom Knirschen der Räder, höre ich ein dünnes Greisinnenstimmchen immer „etwas" rufen. Ich fange an zu laufen, ich bin auf einige Schritte bei ihnen, bleibe stehen, und meine erstaunten Ohren hören den zirpenden Ruf: „Kauft Bilder, kauft schöne Bilder, kauft gute Bilder." (In meiner Kindheit, erinnere ich mich, zogen arme Leute durch die Straßen und riefen: Kooft Sand, kooft Sand.) Die Greisinnenstimme rief: Kauft Bilder, kauft gute Bilder, kauft schöne Bilder, und das uralte Männchen quälte die Karre vorwärts, die Karre, auf die bemalte Leinwande geschichtet waren. — Kauft Bilder, kauft gute Bilder, kauft schöne Bilder, zirpte die Greisin.

Mein Erstaunen war grenzenlos.

Ich habe sie angeredet, aber ich bin nicht lange bei ihnen stehengeblieben. Sie sahen so zerbrechlich aus, ich fürchtete, sie zergehen mir im Staub des Weges, obwohl natürlich fast kein Staub vorhanden war. Aber wie sie da im Sonnenschein standen, zwischen den Hecken, viel kleiner als ich und unendlich viel schmaler und geringfügiger, ängstigte ich mich um sie. Ich führte sie in mein Haus, die Karre nahm ich mit. Bevor wir aber abzogen, hatte ich eine Leinwand in die Hand genommen — das Bild war wohl nicht herrlich — aber mit zittriger großer Schrift stand in der rechten Ecke ein Name — ein Name, ich bebte im Innern. Es ist der Name des berühmtesten Malers jener Zeit; ich brauche ihn nicht niederzuschreiben, es kennt ihn heute noch ein jeder.

## IV.

Zu Hause — ich habe sie natürlich erquickt und gelabt — erzählten sie mir ihre Geschichte. Vorher hatte ich sie beruhigen müssen, hatte ihnen erklärt, daß ihr Leben gesichert sei, daß sie ihren Wohlstand und ihr Haus und daß *er* seinen Ruhm wiederfinden werde. Ich hatte ihm auch meinen Namen genannt, den er kennen mußte, er kannte ihn aber nicht.

Seine Bilder, die in der Stube an der Wand lehnten, beobachtete er argwöhnisch und geizig; schon weil er meinen Worten nicht trauen wollte und immer noch glaubte, er würde gezwungen sein, mit ihnen straßauf straßab zu hausieren. Sie hatten sich den Plan sorgfältig zurechtgelegt, und sie versicherte immer, sie schäme sich gar nicht, die Bilder auszurufen, denn jetzt seien ja alle Menschen gleich, und sie stände auf dem Boden der Revolution. „Nicht wahr", fragte sie und er antwortete: „Gewiß, gewiß, mein Kind."

## V.

Ich wollte ihnen unsern politischen Zustand erklären. Aber er — nachdem er gegessen und getrunken hatte, war er erstaunlich frisch geworden — lehnte im kaum mehr gehörten Alt-Berlinisch ab: „Wissen Sie, hören Sie auf mit der Politik. Politik ist Quatsch. Glauben Sie, daß Mozart sich um Politik gekümmert hat? Kennen Sie Mozart?" Ich bejahte. „Na, also, hören Sie, Mozart, das ist für mich die Hauptsache, Politik ist Quatsch. Politik hat es immer gegeben und wird es immer geben. Mozart hat aber nur einmal gelebt. Verstehen Sie, das ist der Unterschied. Mozart ist selten, und Politik, das können Sie doch verstehen, das ist das gerade Gegenteil davon. Übrigens, gibt es noch eine Oper?"

An dem „Übrigens" faßte ich ihn; ich fing an, ihm von unseren Kunsteinrichtungen zu erzählen. Zwar sagte er zunächst:

„Ach, Blödsinn, Einrichtungen gibt es nicht. Kunst ist Kunst, und Kunst braucht keine Einrichtungen.“ Aber dann fing er an zu fragen, nach der Akademie und den Museen und wer die Bilder kaufe.

Ich versuchte zu antworten, aber es war schwer, er fragte zuviel und zu rasch, und ich nahm mir vor, ihn dadurch zu fesseln, daß ich von den Streitigkeiten und dem Streben der Künstler beim Ausbruch der Revolution zu sprechen begann; vielleicht erinnerte er sich noch an diese Zeiten, er war ja erst in einem späteren Stadium verschwunden.

„Ja, ja“, unterbrach er mich, „ich weiß schon, wir Künstler nahmen alles in die Hand, wir bestimmten alles allein. Ich erinnere mich ganz gut. Der Künstlerrat. Die Museen kamen unter unsere Herrschaft. Wir bestimmten alles, die Zeitungen mußten schreiben, was wir wollten, es durfte keine Briefmarke mehr gedruckt werden, ohne daß wir Künstler es erlaubten, wir bestimmten die Ankäufe, nur schließlich war niemand mehr da, der etwas kaufen konnte. Die Künstler hatten alle Macht, aber das Schlimme war, wir waren überflüssig, weil es keine reichen Leute mehr gab. Wer sollte denn Bilder kaufen?“

Schließlich hörte er mir doch zu und ich durfte erzählen.

## VI.

Als die Revolution ausbrach, stürzten sich die Künstler auf die Macht. Plötzlich waren sie, die im wildesten Individualismus dahingelebt hatten, Sozialisten. Sie hatten etwas vom Selbstbestimmungsrecht gehört, von dem Selbstbestimmungsrecht der Nationen, und sie wandten dieses unbestimmte Wort auf sich an, wollten jeden Rest von Einfluß des Auftraggebers, des Zweckes zerstören; steuerten auf das tollste l'art pour l'art zu und nannten das Sozialismus, Recht auf Freiheit. Überall gründeten sie Künstlerräte, Kommissionen, beratende und über-

wachende. Wie es nur natürlich ist, saßen in den Räten bald nur die Künstler, die nicht von ihrer Kunst erfüllt waren, die Zeit übrig hatten, während die guten Künstler, die besessenen, denen ihre Kunst mehr war als die Rätesitzungen, abseits, verdrängt und machtlos waren. „Sehen Sie", warf er ein, „das ist ja ganz meine Meinung, das habe ich immer gesagt. Das kommt von der Revolution."

Nein, das kommt nicht von der Revolution, widerspreche ich. Das kommt daher, daß die Künstler ihre eigene Not nicht verstanden. Sie hatten nicht erkannt, in welch eine furchtbare Lage die Kunst am Ende der kapitalistischen Epoche geraten war. Sie wollten diesen unseligen Zustand verewigen, sie wollten die Loslösung der Künstler von der Allgemeinheit sozusagen gesetzlich festlegen und ihn noch vergröbern.

Sie fühlten wohl, daß ihre Kunst ganz vom Geld abhängig gemacht worden war, von der Macht der Zeitung, die sich wieder auf dem Geldbesitz aufbaute, dieser Zeitung, die die ungeheuerliche Macht besaß, irgend einen Menschen zum Kritiker zu bestellen, der dann kraft der riesigen Abonnentenzahl einen ungemessenen Einfluß auf die Kunst ausübte, einen vollständig zufälligen, einen Einfluß, der nicht etwa von den Gaben des Kritikers abhängig war, sondern von der ökonomischen Macht des Zeitungsbesitzers. Der Kritiker, im Bunde mit einigen reichen Leuten und mit einigen reichen oder geschäftlich tüchtigen Kunsthändlern, unterstützt von den Kunstbeamten des Staates, eine Gruppe von wenigen hundert Menschen, tyrannisierte die Künstler und trennte die Künstler vom Volk, von der Gemeinschaft ihrer Landsgenossen, isolierte die Künstler von allem Leben, sperrte die Künstler in einen abstrakten Raum, dessen eingebildete Tore von den wenigen Hunderten bewacht wurden, die Menge, die Masse, das Volk, die Zeit waren streng ausgeschlossen.

Der Künstler verkümmerte im Glashause. Die kapitalistische Gesellschaft hielt sich die Künstler, hätschelte sie, bezahlte sie, ehrte sie sogar, wie sich ein ganz reicher Mann einen zoologischen Garten mit seltenen Tieren anlegt.

Die Künstler benutzten die Revolution; sie revoltierten auch.

Aber wie taten sie es?

Sie jagten die Kritiker, die Kunstbeamten, die reichen Amateure, die Kunsthändler von der Schwelle des Tores und — stellten aus ihrer Mitte Wächter hin. Die waren aber um nichts besser; denn sie hatten ja das verfluchte Amt, die Kunst abzusperren, und das taten sie getreulich. Und innen im Glashause entarteten die Künstler in individualistischem Gezänk und in der Zwecklosigkeit ihres Daseins.

„Und natürlich kauft kein Mensch mehr Bilder", unterbrach mich der Alte und sein Blick ging zu seinen Leinwanden.

Natürlich kaufte kein Mensch mehr Bilder. Was sollte die Gemeinschaft mit den Bildern, die niemanden etwas angingen, die keine Steigerung, kein künstlerischer Ausdruck der seelischen Mächte des Volkes waren, die nichts waren als haltlose individualistische Experimente, deren Handwerk durch die vollständige Loslösung von den Handwerkern des Volkes noch mehr verdarb, als es schon in den letzten fünfzig Jahren aus demselben Grund verdorben war.

„Es geht eben nicht mit dem Sozialismus", murrte er.

Jetzt sprechen Sie von der Politik, wagte ich ihm entgegenzutreten, ich möchte von der Kunst reden. Er fügte sich.

Es geht doch. Denn das Volk ertrug den Zustand nicht. Die Museen waren weit geöffnet und das Volk, oder wenigstens viele von ihnen, strömten in die Hallen der Kunst. Das Bedürfnis nach Kunst wuchs und wuchs. Und die Menschen betrachteten traurig die kahlen Wände der Garküchen und der Festsäle und der Standesämter

und der Stuben der Volksbeauftragten und der Versammlungsräume. Sie gingen zu den Stubenmalern. Dort bestellten sie den herrlichsten Anstrich. Zehnmal mußte die Wand mit Farbe bedeckt werden. Dann wurde sie spiegelblank geschliffen und wieder angemalt und wieder geschliffen, bis eine kostbare Oberfläche entstand. Jetzt fragten sie, ob nicht einer der Stubenmaler geschickt genug sei, goldene Linien hineinzuziehen und schließlich Ornamente sogar. Zu den Stubenmalern hatten sich aber viele geschickte Leute gerettet, die von den verwilderten Kunstmalern, deren Handwerkskönnen roh und abstrakt geworden war, geflohen waren. Und unter dem Drängen des Volkes wagten sie es, Figuren auf die Wand zu malen. Und plötzlich, unerhört rasch und stark, entstand die Kunst wieder. Das Volk trieb die Maler, kam mit Forderungen, mit Bitten, mit Aufträgen, wollte seine, seine Sehnsucht und seine, seine Träume verwirklicht sehen, kam zu dem Maler, von dem es kein Unterschied der Bildung und des Standes trennte, bat ihn, beauftragte ihn, diskutierte mit ihm, forderte, quälte und war stolz, wenn sein Festraum ein schönes Bild erhielt.

Die Gemeinden wurden eifersüchtig aufeinander, sie rühmten sich ihrer Maler, ihrer Künstler, die sie liebten, wie nie ein Kritiker sein Opfer geliebt hatte.

„Was, das ganze Volk wollte plötzlich Bilder?"

Nein, nicht das ganze Volk. Nur die, denen ihre Natur die Freude daran gegeben hatte.

„Na, das waren aber nicht viele."

Immerhin, wie es doch natürlich ist, da alle Menschen in der Jugend gelernt hatten, was früher nur Wenige lernten, waren es tausendmal mehr als in der alten Zeit. Denn glauben Sie vielleicht, daß nur die Väter von Söhnen, welche Sinn für Kunst hatten, damals reich geworden sind? Blinder Zufall regierte darüber, ob ein Mensch Zeit für Kunst hatte. Gewiß, es war nicht das ganze Volk. — Aber darf ich Ihnen ein Beispiel aus unserm Viertel hier erzählen?

Die Aufträge an die Künstler werden so vergeben, daß die Obmänner für Kunst, das sind Kunstgelehrte, Maler, Handwerker, Arbeiter und andere Bürger (wir nennen uns wieder Bürger) fünf Künstler der Gemeinde vorschlagen. Die fünf Künstler stellen in unserm Gemeindehaus aus und zwar Werke, die sie irgendwann geschaffen haben oder auch Kopieen, wenn die Werke nicht zu beschaffen sind.

Die Gemeinde entscheidet durch Volksabstimmung, welcher Künstler für den bestimmten Auftrag gewählt wird. Nur der Künstler wird gewählt, nicht das Werk. Es ist nicht etwa wie früher eine Konkurrenz, bei der der Künstler Skizzen für das bestimmte Werk anfertigen mußte. Wie gesagt, nur der Künstler wird gewählt. Er kann sich auch selbst zur Wahl stellen.

Bei der letzten Wahl beteiligten sich 65 % der Bevölkerung, während an der am gleichen Tage stattgehabten Wahl für die Gemeindevertretung die Beteiligung nur 52 % betrug.

„Ach, nein".

Ja, ja doch, verehrter Herr Professor.

„Was, gelten noch die Titel?"

Wir haben sie denen gelassen, die sie hatten.

„Dann bin ich wohl der Letzte? — Ein so großer Teil der Bevölkerung?"

Ja, sie müßten aber auch die Zeitungskämpfe mit erleben, die Volksversammlungen, die Hitze, das Feuer der Reden in den Versammlungen, die Andacht der Zuhörer, wenn sich einmal ein Maler selbst vorstellt und sein Werk verteidigt und erklärt.

„Ja, aber da reden doch die Auftraggeber dem Künstler in seine Aufgabe hinein".

Das tun sie.

„Na, hören Sie, in meiner Zeit war das Höchste des Künstlers die Freiheit der Persönlichkeit. Sind die Werke Ihrer Künstler nicht unpersönlich?"

Die Werke sind so unpersönlich wie die Werke Cimabues.

„Ja, da haben Sie ganz Recht, aber wissen Sie, kennen Sie einen gewissen Rembrandt?“

Natürlich kenne ich ihn.

„Sehen Sie, ich bin zu alt für Cimabue, ich bin für Rembrandt. Nein, nein, lassen Sie man —“ winkte er ab —“ was? Verstehen Sie. Das ist alles ganz schön. Ich habe es Ihnen aber vorher gesagt. Aus Einrichtungen mache ich mir nichts. Kunst ist Kunst. Bleiben Sie bei Ihren Sachen, ich bleibe bei Rembrandten“.

Aber — — — .

*Hans Franck:*

## GESPRÄCH AM ABGRUND.

— : Kein Wort mehr! Ich will nichts hören! Will nicht — —? Kann nicht — kann Dich nicht mehr hören!! Vor dem Ruherufen dort unten zergeht Dein Schreien wie Kinderweinen vor dem Novembersturm. Beiseit! Beiseite! Laß mich's tun!!

— — : Tu's.

— : Ich kann es nicht vor Deinen Augen tun. Sterben — wer vermöchte es, wenn nicht im letzten Augenblick vor das Gesicht auch des Treuesten der Treuen der Tränenvorhang fiele? Aus seinem Leben fortgehen — wer könnte es, wenn noch mit dem letztem Atemzug der Ruf der Liebe ins Herz wehte? Seine Hand ablösen von einer Hand, die halten möchte — wer vollbrächte es, wenn diese Hand stark genug wäre, sich nicht von der Kälte, die sich dazwischenkeilt, fortdrängen zu lassen? — Was die Natur erzwingt, wo nach dem Willen der Natur gestorben wird — hier, wo der Tod wider ihren Willen gewollt, erzwungen werden soll, muß auch Dies erzwungen, gewollt werden. Denn noch im Ungesetzlichen müssen wir ihre Gesetze achten. Muß ich, eh' Du verstehst, Du, der meinem Herzen einst am nächsten standest, nackte Worte zu Dir peitschen?!

— — : Ich verstehe Dich.

— : So laß mich allein! Geh! Geh!! Geh!!!

— — : Leb' wohl.

— : So weit bist Du schon von mir fortgegangen, daß Dein Herz — einst jeden Hauch des meinen mitklingend — nicht mehr zittert bei Dem, was mir das Herz zerrüttet? Solche Mißverständnis-Weiten liegen schon zwischen uns, daß Du als Letztes mir ein Wort des Unsinns, daß Du einem Sterbewilligen ein Lebwohl zurufst?

— — : Glaubst Du, daß Du das Leben in Dir endest, wenn Du den Leib tötest? Wähnst Du, daß Du Dich aus dem Sein hinauswirfst, wenn Du den Körper dort hinunterschleuderst?

— : Du wirst mich nicht in Deine Worte verstricken. Was drüben sein wird, weiß ich nicht. Weiß es so wenig, wie Du es

weißt. Aber was war, was ist. — Das weiß ich. Wie Du es weißt. Auch dann weißt, wenn Du es nicht in Dir wissen willst.

— — : Was in mir sollte ich nicht wissen wollen?

— : Dies: Sich-Lieben heißt es nicht immer Sich-des-Andern-Irren?

— — : Aneinanderirrewerden — geschieht es nicht immer um Liebe?

— : Sich-Hände-reichen ist es nicht stets an Irgendwem ein Sich-Versündigen?

— — : Sich an Irgendwem versündigen — ist es nicht stets ein letztes Händereichen?

— : Jemandem-Treue-halten, ist es irgendwo durch Anderes möglich, als durch Jemanden-Verraten?

— : Ist im judasnahesten Verrat nicht immer irgendwo ein Treuehalten?

— : Leben — wo ist es (und sei's auch nur eine Sekunde lang) möglich ohne Lebenmorden? Recht-Tun — wo auf dieser Welt senkt es seine Wurzeln nicht in's Unendlichkeit-Unrecht? Atmen — wann in einem Menschenleben ist es nicht ein Gift-aus-seinem-Munde-Stoßen? Erden-Sein — wo — wo läßt es nicht Moder, nicht Unrat, nicht die Pestilenzkeime des Nicht-Sein hinter sich?

— — : Lebentöten — wo will es nicht irgendwie dem Leben dienen? Unrechttun — wo kommt es nicht, auf irgendwelchen Wegen, aus dem Urgrund des Rechts? Sich-entgiften — wann ist es nicht in irgendeinem Sinne: dem Atmenden dienen? Nicht-seinwollen — — wo — wo schafft es nicht neues Sein?

— : Wenn ich doch ein Festes sähe in dem Frage-Wirbel!

— — : Wer bist Du, daß Du Festes zu sehen begehrst?

— : Wie kann ich ohne dies Begehren wissen, auf welchen Weg ich meine Füße setzen soll?

— — : Wer bist Du, daß Du Gott das Wissen um's Wohin? abzwacken willst?

— : Ich kann meinen Weg nicht gehen, ohne daß ich sein Ziel sehe.

— — : Du siehst sein Ziel!

— : Ich seh' es nicht!

— — : Du weißt, daß jeder Deiner Wege dorthin: in den Abgrund führt.

— : Mit diesem Wissen soll ich mich durchs Leben schleppen?

— — : Möchtest Du durch Dein Leben gehen, ohne um das Letzte zu wissen?

— : Auf dem Weg zu diesem Ziel muß ich mir aus eigener Kraft als Wegsteine Willensziele setzen.

— — : Du sollst Dir keine Ziele setzen! — Das steht für uns in einer Reihe mit: Du sollst nicht stehlen! Sollst nicht ehebrechen!

— : Wenn wir selber uns keine Ziele setzen, so werden wir in die Irre gehen wie Kinder, die man im Dickicht eines Waldes aussetzte.

— — : Nicht Du. Nicht ich. — Nur die dort unten brauchen selbstgesetzte Ziele. Wer sich hierher hinaufgelitten hat, bedarf ihrer hinfort nicht mehr. Uns sind unsere Ziele von Jener Kraft gesetzt, der wir ein Teil geworden sind. Ein Teil, das aus eigener Kraft nicht einmal mehr zu atmen vermag. Nur darum bist Du an Deinem Weg irre geworden, weil Du das Zielsuchen suchtest.

— : Was soll ich tun?

— — : Deinen Weg gehen.

— : Welchen Weg?

— — : D e n Weg.

— : Wie finde ich den Weg unter meinen Wegen?

— — : Nicht fragen! Gehen! Weitergehen! Gewalt konnte (für ein kleines Weilchen) die Bussole Deines Herzens so weit aus ihrer unbestimmten Richtung reißen, daß sie noch lange (als vermöge sie ihn nicht zu finden) den Pol umzittern muß. Ruhen kann sie nur in ihm. Hilf — nein, wer vermöchte Das? hindere die Bussole Deines Herzens nicht am Ruhewerden und Du wirst nicht mehr fragen: Wohin soll ich gehen?

— : Laß' mich mit mir allein!

— — : Leb' wohl!!

— : Nicht so. Ein Weilchen nur. Auf Wiedersehn.

— — : Auf Wiedersehn am nächsten Abgrund.

— : Auf Wiedersehn! Auf Wiedersehn!!

## *Robert Walser:*

# SAUL UND DAVID.

Zimmer im Palast von Judäa. Mürrisch sitzt Saul auf dem Thron. Wenn ich „mürrisch" sage, so klingt das, als wenn ich zu kleinlich von dem Manne redete. Ein Fürst und mürrisch? Es ist unangenehm für Könige, ärgerlich und grämlich sein zu müssen. Zu wissen, daß man unumschränkte Gewalt hat und dabei verdrießlich und aufgebracht ist, kann unmöglich anders als schlimm sein.

Düster schaut er aus, als sei er schwermütig. Das ist schlimm. Was quält ihn? Was ist es, das ihn so finster blicken macht? Warum trauert er? Will ihm das Leben nicht mehr schmecken? Steht er sich selbst vielleicht im Weg? Leidet er unter dem Machtgefühl? Er befiehlt nach Belieben, und alles gehorcht ihm. Man sollte meinen, daß er zufrieden sein könnte.

Weshalb ist ein solcher Mann unzufrieden? Ist er etwa des Thrones überdrüssig? Hat er das Herrschen satt? Ist er müde? Was für wunderliche Fragen!

Krank ist er. Wie von köstlicher Speise ist er übersättigt. Er mag nicht leben und doch auch nicht sterben. Ist er unglücklich, weil er alt ist? Hm! Wird doch wohl nicht etwa so sein.

Was beliebt ihm nun? Was könnte ihm wohltun? Schweigend, grübelnd sitzt er da. Schrecklich ist seine Stirne gerunzelt. Niemand tut ihm etwas zu leid, und dennoch beleidigen ihn alle. Furchtsam schauen sie ihn an, als erwarteten sie etwas Ungeheueres von seiner Seite. Zerreißen möchte er sie, weil er weiß, daß sie sich vor ihm fürchten. Es ist niemand gern gefürchtet, denn Furcht streift an Haß, und ein König will von seinen Untertanen geliebt sein wie ein Vater von seinen Kindern. Doch Saul ist nicht beliebt. Wie kann man lieben, was finster blickt und die Lippen wie in verhaltenem Grimm zerbeißt?

Daß man ihm David rufe, sagt er zu den Herren, die ihn umgeben. Wenn David käme, so würde er sich womöglich besser fühlen.

Bald, und so tritt der jugendschöne David mit der Harfe in der Hand herein, und da er weiß, daß er musizieren soll, so greift

er alsbald ins Instrument und beginnt zu spielen. Er spielt wie ein Künstler, der sich im Spiel völlig vergißt. Nichtsdestoweniger lauert er mit klugen Augen sorgfältig auf die geringste Bewegung, denn er spürt, daß er in Gefahr ist.

David ist kein Kind mehr. Schwierige Verhältnisse haben ihn früh zum weitblickenden und kühnen Menschen erzogen. Er ist tapfer, doch dabei schlau; schön, doch zugleich gewandt; vorsichtig, doch ebenso unerschrocken. Mit einem Lächeln im mutigen Gesicht schaut er dem aufgebrachten Mann in die Augen, als wenn er ihm sagen wolle, immer hübsch sachte! In ihm ist hohe Sinnesart. Er besitzt Kraft sowohl wie Anmut.

Die unheimliche Art, wie beide Männer einander entgegengestellt sind und sich mit den Augen durchbohren, ist von Rembrandt herrlich dargestellt worden.

Wir haben einerseits einen mit krampfhaft geballter Hand umkrallten Speer und andrerseits eine Harfe. Auf der einen Seite ist ein böser, auf der andern ein annehmbarer Zustand. Dort Aufruhr; hier Besonnenheit. Jenes gewaltsam, dieses friedfertig und sanftmütig.

Davids Harfenspiel scheint zu sprechen: „Sei nicht traurig. Quäle Dich nicht nutzlos. Sei sanft und nicht zornig. Blicke nicht so wild, denn es steht kein Feind vor Dir. Die Welt ist gut. Irgend einen Kummer haben wir alle. Diesem fehlt dieses, jenem jenes. Wir brauchen deswegen nicht zu zürnen. Weine lieber, statt zu grollen; das ist für Dich und alle anderen schöner.

Sollte nicht der Herrscher mit dem schönsten Beispiel vorangehen und der sanfteste, duldsamste Mensch im Volke sein? Sollte er nicht der beste Mensch unter allen Menschen sein und das größte Herz besitzen?

Gram ist unschön, und Zorn ist zu wenig groß. Wenn Dich etwas plagt, so türme es nicht zum Turm, zum unersteiglichen Block auf. Alle sind geplagt; nur tun die, die es mit Welt und Menschen gut meinen so, als merkten sie nicht viel davon. Du aber sinkst völlig in eine einzige unerträgliche Empfindung, bäumst Dich dagegen auf, kannst Dich nicht wehren. Auch die Mächtigen dürfen nicht vergessen, daß sie machtlos sind, weil sie Menschen sind. Tausendmal schöner als leben ist: für andere leben, oder sehen, wie andere leben.

Meinst Du, daß ich mich vor Dir fürchte? Ich fürchte mich vor nichts als vor dem Unheil, das in mir selbst ist. Diese Töne sagen Dir die Wahrheit. Doch Du hast ja gewollt, daß ich hierher trete und spiele. Die Kunst ist gut, und die Wahrheit tönt süß, nur muß man sie nicht hassen, sondern willkommen heißen. Man

muß nicht die edlen Regungen und die weichen Stimmen töten wollen und den Haß leben lassen. Damit tötet man sich selbst, rottet das eigene Leben aus. Man muß Geduld haben, denn auf ihr ruht alles. Wer sich mit sich selbst aussöhnt, verbündet sich mit allen andern, und dann gibt es keinen Gegner mehr. Wenn alle sich mit sich selbst verständigt haben, so hat niemand mehr einen Gegner. Dann ist alles versöhnt und der Friede ist gesichert. Es gibt nur einen einzigen Feind; der ist überall und nirgends, es sieht ihn niemand, er ist nicht fühlbar und daher auch nicht angreifbar. Doch wird ihn jeder bekämpfen und besiegen lernen, der die Pflicht fühlt, mit sich selbst zu kämpfen. Außer uns gibt es nichts Feindliches für uns, es wäre denn, daß wir unwillig sind, weil uns die Natur Grenzen gezogen hat — — —"

Weiter spielt David nicht. Der Speer saust dicht an ihm vorbei. Der König ist wahnsinnig. David lacht und ruft: „Das hätte mich durchbohren können. Ich danke für die gute Absicht, bin aber froh, daß ich noch lebendig bin. Kopf und Herz und der unverstümmelte Körper! Damit will ich es wagen, und kein schwächliches Gefühl soll mich je im Leben hemmen."

*Ludwig Meidner:*

# REDE (IM ZWIELICHT) AN DEN TOD

Himmel in den Händen. Haupt mit Erde bedeckt. Um meine Seele wuchert der holdselige Tag. —

Ich bin die Straße lang geflogen. Wo sie sich öffnet, brach mein Wesen mächtig aus, und ein lauter Gedanke vom Tod fiel mich an mit einemmal.

Da stemmte er sich auf, Gerüst aus tausendfachem Fluch und Ungemach.

Mit gräulichen Gelächtern seine Würgfinger er mir entgegenschmiß. Seinen schmutzigen Speichel er auswarf mir zu Füßen. Sein Augenstachel — Zucken um das hölzerne Maul — sein Anhauch mich versengte wie ein Feuerbaum. Scharf mußt' ich meine Schritte hemmen, derweil die Abendröte sachte in die fernen Feueressen fiel. Dann hub ich an, atmete weit und rief:

Du, aus der Tiefe, deine Larve schreckt mich nicht. Ich fürcht' mich nicht vor dir. Wollte eben noch mit mir von meinen künftigen Werken reden, da vertrittst du mir den seligen Pfad, schüttest eine dicke Hand voll Finsternis auf mein Gesicht. — Dein Anblick ist mir wohlbekannt. Schlichest du nicht hinter meinen Verstecken her? Stürmtest du nicht immer mit meinem Schicksal um die Wette?! In feierlichen Tagen, wo Himmelsnähe mir die überraschte Stirne küßte, warst du willkommene, umkränzte Pforte. Tief in den Fluten meines Leibes schwammest du. In mein Herzblut, wie ein Lot, tauchtest du schwärmerisch ein! — Dann schmolz der Lenz. Juli brach auf. Da wehte ich lange in Sommers schmiegsamem Tal. War Dichter und dudelnder Musikant. So

eine Windfahne, die sich immerfort im Wind ihrer Gefühle dreht. Ein nackend zuckender Nervenstrang, ich hüpfte in Mondangers Grün .... ha, da scharwenzeltest du immer um meine Behendigkeit, Tod, und ich merkte nichts. Spürte nur, wie ein nachtgreller Schatten zuweilen über meinen Rücken huschte. — Später wankte ich vor manchem offenen Grabe, fuhr entsetzt vor hingegangenen Leibern auf, und daß du Kinder in Stücke schlugst und ganze Länderstriche meuchlings in die Hölle sandtest, das hat mein Gemüt in blutige Fetzen gerissen.

Gestern Abend, im umwölkten Gemach, wo ich herumtuhrwerke immer den Sternen zu, hast du wieder einmal deine schonungslose Stachelpeitsche in meine mürben Rippen gesetzt.

Es war noch früh. Ich hatte den ganzen Nachmittag meine innersten Kräfte gesammelt und bereitet — knatternde Fackeln entflammt, um riesenhaften Brand auf weißen Papierbogen zu entfesseln. Ich hatte wie immer, wenn ich auf Werke lauere, im Hundetrab meilenlange Spaziergänge um meinen Arbeitstisch vollführt und wie in tausend Ängsten meine Schultern geduckt vor den angrollenden magischen Ungewittern. Dann, wie im Katzensprung, schoß ich auf den Tummelplatz der Räusche und goß mich hin, — o schmerzhafte Saat im Kellerklageraum —. Ich stemmte meine Zeichenfeder gegen den Feind, den echolosen, leeren Acker des Papiers. Durch das Rohr, auf die Spitze der Feder taumelte meine Gewalt. Stürzte sich schreiend wie ein Ertrinkender von der Brücke in den feurigen Strom — und so pflanzte ich die Striche ein, seraphisch ins Firmament.

Ha! Windgebrause auf waghalsiger Höhe der Spannung. Talgeschreie und Stadtgeraune hinter mir. Und Leichenschändergeflüster unter dem Zeichentisch. Zerbreche ich, ehe das Werk vollendet glückt?!?

Es war eine hockende Gestalt, die ich schuf: die Faust nach innen gepreßt — das Lockenhaupt vom Himmel

bestürmt wie eine Pauke — wie eine Geige die schmale rechte Hand an die Wange gelehnt — — unendlich tönendes Blatt — — — ha, seine schallende Melodie wuchs auf aus der leisen Horizontale. Noch wenige wuchtige Striche — werden sie glücken?

Jetzt, Fuhrknecht, peitsch' die Gäule zum letzten Mal. Erhabener Aar, noch einmal deine Schwingen spreite. Da rauscht die Feder auf, es packt mich an den Schläfen dämonische Allgewalt .... da, Tod, standst du da und ich kanns nicht sagen, nein, ich kann nicht meine Nöte meistern. Du hast mich in diesem Augenblicke für Ewigkeiten in die Hölle geschmissen und mit Zangen und Flegeln und Blasebälgen meinen erbärmlichen Nervenleib zerhauen.

Wer kann diese Todesqual auf der Höhe des Schaffensfiebers ermessen, der sie nie erlebt?!!

Ein andermal, in jenen Tagen, da ich in Gesichten und Figuren die uns so nahgerückte Epoche Jesu Christi auferweckte und Gebärden jener Maulaffen, Pharisäer, Fallensteller und Fanatiker aufschrieb, die damals in allen Gassen rumorten — wuchtete ich wie in qualmenden Träumen mit dem Stift. Mit ernster Hand ätzte ich vieldeutiges Zwinkern des Pilatus in die Fläche, und da hauchtest du mich über die Schultern an, giftiger Geselle, in deiner knochenknarrenden Montur. Blöktest mir schauerlich ins Ohr wie ein Schofarhorn, daß mir der Zeichenstift in die Asche fiel und alle angespannte Schärfe in mir zerging wie ein Hauch.

Du jagst mich auf die steilste Höhe der Ekstasen, um dann deine knöchernen Schlegel, deine Sicheln und Spieße mir um die Ohren zu hauen. O, ich weiß, der Berg der himmlischen Gesichte ist dicht an den Abgrund der Hölle gebaut. Und wenn ich mich verzehre im Feuer der Verzückung, dann lauerst du hinterm Berg, um den Trunkenbold am Kragen in die Grube zu ziehen.

Einmal ging ich als Maler aufs freie Land. Der Tag ragte blendend in die Landschaft hinein, die stille stand und hoch und vereinsamt. Ich spielte auf die Schwermut dieses Mittags ein Quartett mit Schwarz, Weiß, Hellgrün und Teichrosengelb. Rechts war ein Kirchhof und dahinter die vielen Eiben und eine hohe orgelnde Föhre im milchigen Firmament.

Ich malte in Treue den holden Schein. Aber mählich wuchs in mir eine Sehnsucht auf. Ein großes Lied begann, meine Hände zu lenken. Palette ward zu arm. Farbsträhnen bogen im Tanz ihren Leib und brennend heiße Küsse aus Paradieses Höhen flammten hie und da auf der Leinwand wie große, rote Fanale auf. — Ganz entrückt ich malte, wer kann die Glückseligkeit schildern?! In versunkenem Jahrtausend stand ich allein. Da hob sich der Boden, die Schollen fingen an zu fragen, und drüben der Kirchhof spie ein Gelächter ins Land.

Hoch der Radau, der Grabsteinsetzerradau! — — Der Epheu schwieg. Die Grabmale sagten ihr Ja und Amen, und mich hast du, aufbrüllender Knochen, mich hast du da auf einmal angespieen. Du setztest mich in dein Eisen — wo ich eben noch im singenden Pfühle schwamm. Du ludest mir deine Verachtung auf, o Tod, gossest deine ganze Galle mir übers Genick. Überall, im höchsten Glücke, sprang dein Totenschädelgesang mir ins Mark. — Laß mich noch hier sein. Laß mich noch in diesem blühenden Lande. Du weißt, daß ich dich immer wieder einmal preise, mit meiner stärksten Handschrift schreibe ich deine Ruhmestaten auf. Ja, wenn ich ganz voll bin von Welt und Gesang, dann bin auch mächtig ich, von deiner Größe auszusagen, und wie ein schwarzer Windstoß fährt dein Fledermausskelett in den gemalten Prospekt.

Was hab ich nicht aus dir gemacht?! Auf meinen Bildern bist du als Mordbrenner gekennzeichnet, als hämischer Barbier, als spinnedürrer, morscher Vagant. Über

deinem Schädeldach weiß, krächzet Taghimmels rohes Einerlei und leise Ohreulen streifen nächtens dein Gerippe. Hinter deinem Schreiten her, schreitet die lautlose Sense mit — sauset Stimmengewirre —, und Hände, gezückt, fleischlose Hände aus dem Erdreich fahren. Dann wieder bist du gekauert der Prahlhans in der Gosse, der Pfaffengeneral, der holbeinsche, tollkühne Wanst — — — o Tod, du bist mein Hauptplaisir. —

Nun Schluß. Jetzt weiche. Indes wir redeten, sank der Abend mitten ins Gespräch. Ich bin befreit, und anders ist mir als vorhin. Ich lehne mich an die Süße dieses Abends, trinke den Abend in tiefen Zügen wie duftenden Wein und grüße voll Ehrfurcht den Mond.

Wer bist du, herrlicher Wanderer oben? Wer bin ich noch immer nach allem, was ich erlebt?

Ich weiß, ja, ich weiß, daß noch tausendfältige Freude, daß Gebet und Benedeiung zahllos mein Gesichte berührt.

Werde ich mich würdig halten? Werde ich rein und voll Lauterkeit wandeln? Werde ich in Demut und Gelassenheit harren? Werde ich niederes Trachten abtun? — — O himmlische Glut, bleibe doch mein. —

Hingestampft wie purer Lehm, vermengt im Tränenrinnsal am Rand der Chaussee — du, Seligkeit, nimm mich hin in dein feines Reich, wie Freudentränen spül' mich hin.

## *Theodor Däubler:*

# FAHRT.

Bei Hagel habe ich mein Schiff geborgen.
Der Wolken Schwarz ist schwefelgelb geborsten.
Auf Felsen, wo bekrallte Fürsten horsten,
Entschlich mir Finsternis. Auf blauen Forsten,
Im Gischtgemisch, begann ein guter Morgen.
Da aber glomm der Zorn in mir.
Ich sah mich um, auf rotem Riff:
Wo nagle ich mein letztes Schiff,
Wie rette ich das eigne Tier?
Die Schwingen sollen blaue Segel sein:
Ich halte sie und brauche keinen Mast.
Gewitter will ich in mir selbst befrein:
Dann tragen sie die blut'ge Drachenlast,
Hinauf zu mir. Empor zu dir. Hinab zu Gott.
Noch einmal, kühnes Schiff, noch einmal werde flott!
Du bist so brav, wie ein bewährter Hund,
(Schon weiß ich es, bevor du mir gelangst,)
Der du nach mutiger Bewachung bangst,
Gespenst an Bord, mein Hund, mit mir im Bund,
Erwach! Wir wollen in Gefahren jagen:
Nach Enten fahnden: Ungeheuer treffen.
Ich will bei augenblauer Sonnensee,
Auf einmal horchend, meine Segel reffen
Und fahrtlos wittern, wie ich untergeh.
Mein guter Hund, dann badest du um mich herum,
Du plätscherst, bellst und wirst bald auch wie ich so stumm.

Ich traf mich nicht. Du weißt es schon: ich komm!
Dann komme ich zu dir. Schon bald. Noch fromm.
Und doch: ich brauch ein Roß. Voll Brunst. Ich muß zu dir.
Mein eignes Schiff, ich werde dein Gallionenbild.
Drum Rumpf von mir, zusammen sind wir nur ein Tier.
Ein Hengst? Mit Segeln! Frei. Und doch sum Sprung gedrillt.
Empor zu dir. Aus dieser Flut. Und aus mir selbst!
Ich fand dich nicht. Wir sind verloren.

Drum ich, ein Schiff, will tauchen.
Zu zweit? Wir sind verschworen.
Ich Schiff, du ich, geeint,
Wie alle Wünsche zart zerhauchen!
Wenn jedes Wesen aufwärts weint,
Wo Schnüre stiller Atemperlen tropfend
Die Luft, die Heimat, oben suchen,
Gelangt man hoffend, tastend, klopfend
Wohl irgendwo auf Grund.
Bei Flammenfarrnen, unter Glutenbuchen,
Im See der Seelen schweigt ein Mund.
Doch er ist da. Du fühlst ihn: bleibst in Frieden,
So willst du's auch: sein Wissen sei dir nie beschieden!
Doch schwimmt ein Mond umher:
Beleuchtet dir dein eignes Nimmermehr.
Du seufzst: da glutet ein Gebüsch der Sorgen,
Du lachst und liebst es, denn es wird dein eignes Morgen.

## *Kurt Eisner:*

# WIR TOTEN AUF URLAUB.

Ein französischer Offizier hat in einem Kriegsgericht das Wort gesprochen: „Wir sind alle heut nur Tote auf Urlaub." War es im ersten, im zweiten Kriegsjahr? Ich weiß es nicht; wir haben in diesen Jahren das Zeitgedächtnis verloren.

Mich aber ließ das Wort, seitdem ich es gelesen, nicht wieder los und ward mir zum führenden Schicksal.

Der Tod hat uns alle nur beurlaubt. Wir Schatten sind auf eine Weile in das Reich des Bewußtseins zurückgekehrt, das man einst Leben nannte und das heute bloß ein mit den Prothesen des Todes sich schwerfällig grotesk bewegender Automat ist. Wir harren unserer Wiedereinberufung. Ein Granatsplitter setzt unserem Urlaub das Ziel, die Geschoßnaht eines Maschinengewehrs, eine Giftgaswelle, ein Flammenguß, ein Torpedo, eine Fliegerbombe, die Explosion einer Munitionsfabrik, eine Bahnentgleisung, Hunger, Erschöpfung, ein Raubmord, der Anfall eines Wahnsinnigen, der von der Front kam, oder auch das Urteil von Richtern, die uns das Almosen des Urlaubs aberkennen, weil sie selbst vergessen haben, daß auch sie nur Tote auf Urlaub sind.

Viele suchen durch gefälschte Scheine und Pässe die Frist sich zu verlängern, rasen in grinsenden Tobsüchten, balgen sich geil und gierig mit den Verwesungen der Welt und fürchten sich vor dem Tod, obwohl gerade sie längst zwiefach Tote sind, die nur die Zuckungen der letzten Todesqual Leben wähnen.

Manche aber wissen, wie sie den Urlaub menschlich erfüllen sollen: daß sie ihre Seele retten und den Tod nicht fürchten, von dem sie kommen; daß sie der Wahrheit dienen und bis zur letzten Stunde die Erde reinigen helfen für die Lebendigen von morgen, die befreit die Kraft haben werden, den Tod aus dem Leben zu bannen. Ihnen wird noch einmal Arbeit im Menschheitsdienst zu der Seligkeit eines vorgefühlten Lebens, das ihrem Geschlecht zu erringen und zu genießen versagt war.

Ein Toter – des Spruches harrend, der ihn begräbt – sammelt in letzten Stunden Bruchstücke seines Wollens und Denkens, Kämpfens und Träumens ... *Urlaubserinnerungen!*

München,
Untersuchungsgefängnis, 10. Sept. 1918
In der Sonnenaufgangsstunde.

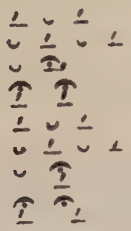
# LETZTER MARSCH.

## DEN ZUCHTHÄUSLERN GEWIDMET.

(Beim Rundgang im Kerkerhof zu singen.)

Worte und Weise von Kurt Eisner im Gefängnis Stadelheim ersonnen, im Ministerium des Äußern niedergeschrieben. Nov. 1918.

I.



II.

Schritt für Schritt,
O Freund geh mit!
Die Not
Wirbt Mut.
Blick umher
Die Zeit läuft quer!
Der Tod
Säuft Blut.

III.

Ich und du
Verjagen Ruh:
Die Stadt
Wird wach;
Schreitet schwer,
Ein düstres Heer.
Verrat
Schleicht nach.

IV.

Schritt für Schritt
Der Tod geht mit.
Das Haupt
Trag hoch!
Liegt nichts dran:
Du warst ein Mann
Wer glaubt
Siegt doch!

Am Neudeck, 22. 6. 18.

# LESEBUCH.

Ein paar Stücke aus dem Kriegstagebuch der „Friedenswarte“ von Alfred H. Fried, das jetzt als „Europäisches Buch“ bei Max Rascher in Zürich erschienen ist. Der erste vorliegende Band umfaßt die Zeit vom 7. August 1914 bis 28. Juli 1915.

## 9. August 1914.

In den Zeitungen ist jetzt gerade das Gegenteil von dem zu verspüren, was *Nicholas Murray Butler* als den „internationalen Geist“ definiert hat. Das ist die Kunst, sich in die Anschauung eines anderen Volkes hinein zu versetzen, es von seinem eigenen Gesichtspunkt aus zu verstehen versuchen. Wie weit ist man heute von dem entfernt. Mit aller Kraft sucht man darzutun, daß die Handlungen des Gegners verrückt, perfid, ehrlos sind. Es wird jede Handlung eines Einzelnen übertrieben und der Gesamtheit vorgeworfen. Alle Kulturtaten eines Volkes zählen nichts, sind vergessen, wenn man ihm nur eine einzelne unfaire Handlung vorwerfen kann.

In der „Neuen Freien Presse“ erdreistet sich ein Schmock zu sagen, daß alle Kultur Frankreichs nur Firnis wäre. Auch wird keine Entschuldigung zugelassen. Daß verschiedene Handlungen, wie z. B. die gehässige Behandlung der Fremden, mehr durch die durch den Krieg erzeugte Erregung, Kopflosigkeit und ein durch die Jahrzehnte erzogenes falsches Vaterlandsgefühl hervorgerufen wurden als durch Schlechtigkeit, darauf darf man gar nicht hinweisen. All diese Scheusäligkeiten sind doch nur die andere Seite jenes kriegerischen Geistes, dessen Zucht die Hauptsorge aller Patrioten bildete und noch bildet. Jetzt herrscht eben die fanatisierte Masse in den vom Krieg betroffenen Ländern, und die kleine Kohorte der internationalen Verständigung, der Kulturwahrung, hat überall die Führung verloren.

Man darf übrigens diese Dinge nicht zu ernst nehmen. Die Übertreibungen des Patriotismus und die Haßanfälle gegen Fremde sind die Symptome eines Fiebers, das vom Kriege unzertrennlich ist. Es wird mit ihm vergehen. Nur wird es sich zeigen, ob die Nachwirkung ebenso andauernd sein wird wie nach 1870/71. Das glaube ich nicht! Ich wage zu hoffen, daß sich unsere jahrzehntelange Verständigungsarbeit hier nützlich erweisen wird. Sie wird vielleicht sogar den Frieden früher

möglich machen und nachher das Haßgefühl rascher verrauchen lassen. Gerade dieser Weltzusammenprall wird die besonnenen Elemente von der Notwendigkeit unbedingter internationaler Kooperation überzeugen. Jedenfalls wird das unsere wichtigste Aufgabe sein nach dem Krieg, den Haß zu überwinden.

*

11. August 1914.

Man wird bedauert. „Der arme Fried", so heißt es.

Welche Verkennung unserer Arbeit liegt in diesem Mitleid. Als ob wir gearbeitet hätten, weil wir den Weltkrieg unmöglich, den Krieg überhaupt für überwunden hielten. Ist doch gerade das Gegenteil das Motiv unseres Wirkens gewesen. Weil wir den Krieg noch nicht für überwunden hielten, weil wir wußten, daß jeder Krieg in Europa zu einem Weltkrieg sich gestalten müßte, suchten wir jene Mittel auszubauen und zu stärken, die für die Kriegsmöglichkeiten Hemmnisse sein sollten.

Das ist die größte Seelenpein für mich, daß man in der Öffentlichkeit dem eigentlichen Wesen des Pazifismus noch immer im Grundsatz fremd gegenübersteht. Unsere Friedensarbeit wird immer wie eine Preisung eines uns bereits errungen scheinenden Friedenszustandes angesehen, unsere Kongresse als Jubelfeste über den Frieden, während wir in Wirklichkeit nichts anderes wollen als einem Zustand zuarbeiten, den auch wir noch nicht erreicht wähnten. Wir feierten nicht den errungenen Frieden, wir strebten ihm erst zu. Und der ausgebrochene Krieg beweist nicht, daß wir uns geirrt haben, sondern daß wir Recht hatten. Nicht „armer Fried" darf es heißen; die Bedauernswerten sind jene, die nicht die Voraussicht besaßen wie wir.

Daß der Krieg unsere Verständigungsarbeit beeinträchtigen wird, unterliegt keinem Zweifel. Unser Werk gleicht der Ausführung eines Seedammes zur Vorbeugung von Hochfluten. Nun kommt aber, ehe der Damm vollendet ist, wieder eine solche Flut. Nicht überraschend. Wir mußten damit rechnen. Heute ist alles überflutet. Erst bis die Wasser zurückstauen, werden wir sehen, was von unserem Damm noch übrig geblieben. Gewiß wird er beschädigt sein, gewiß durchbrochen. Aber im Fundament wird er noch vorhanden sein, und wir werden daran gehen, ihn wieder aufzurichten. Wenn nicht uns, einer Generation, die kommen wird, wird es dann gelingen, ihn genügend stark und genügend hoch zu bringen, daß er imstande sein wird, die ärgste Hochflut abzuhalten.

Es wird ein Sieg der Deutschen bei Mülhausen gemeldet. Also auf elsässischem Boden wird gekämpft? Unheimlich, daß einem jeder Überblick fehlt. Soviel geht in der Welt vor, so Wichtiges, und wir sind plötzlich abgeschnitten vom Nachrichtenverkehr. Die Allgegenwart, an die sich der moderne Mensch, verführt durch die entwickelte Technik, schon gewöhnt hatte, ist plötzlich zerronnen. Wir sitzen am Robinsoneiland.

Die Hauptsache für uns Pazifisten ist das felsenfeste Vertrauen in das Ziel. Wie oft las man von den Erdrutschungen, die das Werk des Panamakanals vernichteten. Und ohne Verzweiflung setzte man sich wieder an die Arbeit. Zweimal riß das erste Kabel, das zwischen Europa und Amerika gelegt wurde. Erst das dritte Mal gelang es, es hinüber zu führen. Nicht verzweifeln; was auch kommen mag. Unser Werk kann beschädigt, aber nicht mehr vernichtet werden.

*

27. August 1914.

Der Krieg ist der Feind des Menschengeschlechtes, ihm muß der Kampf aller Kräfte der Menschheit gelten. Jetzt mehr noch als früher.

Wie sich dieser Kampf in der Zukunft gestalten wird, ist noch nicht klar. Aber bestehen wird er, geführt wird er werden. Und je größerem Widerstande er begegnen wird, umso notwendiger wird er sein. In den siegreichen Ländern wird er sicherlich schwer zu kämpfen haben. Denn der augenblickliche Erfolg wird die Opfer verschmerzen lassen und wird den trügerischen Schein erwecken, als ob der Krieg Gutes brächte, als ob nur im Schwert das Heil läge. Aber es wird doch der Boden bereitet sein für ein größeres Verständnis für unsere Arbeit, namentlich wenn sie allenthalben von der „ewigen Friedens"-Duselei auf die Plattform der modernen Friedenstechnik gebracht werden wird. Kampf für immer, eventuell auch bewaffneter, aber immer nur im Dienste der Kultur gegen die Barbarei. Aber niemals Krieg als Selbstzweck. Ein Kulturbund wird jedoch der Gewalt gegen die Unkultur gar nicht mehr bedürfen. Sein Dasein wird genügen, um zu bezwingen.

Aber ich baue — wie immer — auf die Logik der Dinge. Auch dieser entsetzliche Krieg wird die Menschheit vorwärtsbringen müssen. Er wird eine Situation schaffen, die vielleicht den Chauvinismus erhöht, die Verblendung der Menschen vertieft, die aber dennoch einen gewaltsamen Zwang zur Festigung der Völkerorganisation mit sich bringen wird und ein erhöhtes Verantwortlichkeitsgefühl derjenigen, die die Entscheidung über Krieg

und Frieden in der Hand haben. Die Leichen der Erschlagenen, die Trümmer des Besitzes werden besser predigen, als unsere Schriften und Worte es getan. Dieser pazifistische Anschauungsunterricht, der jetzt in ganz Europa erteilt wird, kann nicht versagen.

Heute wissen die Völker Europas nicht, um was sie sich schlagen. Den Urhebern des Krieges dürfte schon längst vor ihren Motiven bange geworden sein. Um den Erzherzog Thronfolger zu rächen, kann man den Tod von Hunderttausenden in den verschiedenen Ländern, die Wirtschaftskrise in der ganzen Welt, den Zerfall von Milliardenwerten nicht mehr rechtfertigen. Man erfindet neue Motive: Panslawistische Expansionslust, Neid der Völker gegen Deutschlands Aufschwung, Notwendigkeit eines Beweises der Lebenskraft der österreichisch-ungarischen Monarchie usw. Man vergißt nur, daß alle diese Motive seit Jahrzehnten bestanden und dennoch den Frieden der Nationen nicht gestört haben, daß ihnen kriegserzeugende Kraft demnach gar nicht innegewohnt hat. Wenn jetzt der Krieg um jener Erscheinungen willen geführt wird, so ist er nicht ihretwegen entstanden. Er wurde berechnet losgelöst, um *nachträglich* aus jenen Erscheinungen begründet zu werden. Diese Verkleidung von Ursache und Wirkung ist das Verbrecherische. Der Krieg wird nicht geführt, um den Tod des ermordeten Erzherzogs zu rächen, aber auch nicht, um die Neider Deutschlands zurückzuweisen, um den Panslawismus zu ersticken, um Österreichs Lebenskraft zu beweisen, sondern lediglich, weil die Militärs der beiden Zentralmächte einen günstigen Augenblick ihrer technischen Überlegenheit herausgerechnet haben. Daß ihnen dabei die Kriegsspekulation der russischen Militärpartei willkommen in die Hände gearbeitet hat, ist sicher. Es handelt sich also um einen Präventivkrieg, jene verwerflichste Form des Krieges, vor der sogar Bismarck gewarnt hat.

*

9. September 1914.

Gestern sagte mir einer: Nach diesem Frieden, der jetzt kommen wird, kann ich ruhig mein Leben lang Pazifist bleiben; denn dann bekommen wir mindestens ein halbes Jahrhundert keinen Krieg. — Das war für mich wieder ein Blitz, der mir den Abgrund der Unwissenheit über die pazifistische Lehre enthüllte. Immer nur der Gedanke an den Nicht-Krieg! Als ob alles erreicht wäre mit einem Friedensschluß, der die Beziehungen der Staaten wieder — wie vorher — auf der Spitze der Bajonette beruhend beläßt; als ob es nicht das Wichtigste wäre, aus diesem Kriege jene neue Konstellation Europas hervorgehen zu sehen, die wenigstens die Anfänge der

organisierten Staaten dieses Erdteils umfaßt. Hoffentlich siegen wir den Westen mit dem europäischen Zentrum zusammen!

Wieviele sehen in diesem Kriege das völlige Debakel des Völkerrechts. Keineswegs! Gerade die Empörung gegen diese Rechtsbrüche beweist, daß das Völkerrecht notwendig ist. Der Wunsch, ihm eine stärkere Kraft zu geben, wird dadurch nach dem Krieg aufleuchten. Es sei nicht vergessen, wie gerade nach dem deutsch-französischen Krieg ein großer Aufschwung der Völkerrechtswissenschaft und -Praxis stattfand. Im September 1872 fand der wichtigste Schiedsfall — der Alabamastreit — in Genf seine Erledigung, und ein Jahr später — am 11. September 1873 — fand zu Gent die Gründung des „Institut de Droit international" statt. Wenige Wochen später — am 11. Oktober 1873 — die Gründung der „Int. Law Association". Unmittelbar nach dem Krieg erschienen die hervorragendsten Werke der Völkerrechtsliteratur von Lorimer, Laveley und Bluntschli, begann in den Parlamenten aller Länder eine Aktion für die Ausbreitung der Schiedsgerichtsbarkeit und Völkerverständigung. Auch die Anregungen zur Gründung der interparlamentarischen Union setzten damals ein.

Es wird nach diesem Völkerkrieg in erhöhtem Maße der Ruf nach der Festigung des Völkerrechts einsetzen.

*

13. September 1914.

Hasset die Franzosen, sehet in ihnen Falsche, Renommisten, Degenerierte, Hasser Eurer selbst. Ich sehe sie anders. Hier sehe ich den Vater, der davon träumt, daß sein Sohn ein Examen bestehe, das ihm eine Karriere öffnen wird; hier sehe ich die Mutter, die ängstlich am Krankenbett eines Kindes wacht und mit Sorge in das Antlitz des beobachtenden Arztes blickt. Da wieder finde ich junge Burschen, die ernst über ihre Berufswahl sprechen, und ein junges Mädchen, das frühmorgens in die Arbeitsstube läuft, um zu dem Unterhalt der kinderreichen Familie etwas beitragen zu können. Dieser junge Mann im Omnibus mit seinem in die Ferne schweifenden Auge denkt an die Zeit, wo ihm eine Gehaltszulage von Fr. 20.— gestatten wird, seine Lebenshaltung besser zu gestalten. Ein Greis daneben bedauert, daß er sein Vermögen, das ihm eine sichere Zukunft in Aussicht gestellt hat, nicht besser verwaltet habe. Hier steht ein jungverheirateter Handwerker an der Türe seines Ladens und ersehnt sich Arbeit, damit der Traum der Selbständigkeit nicht zu rasch verfliege. Jener Mann dort mit dem traurigen Blick weiß, daß seiner in den nächsten Tagen eine Operation harrt, die auf Tod und Leben unternommen werden

muß. Hier im Restaurant finde ich ein glückliches Elternpaar, das keine andere Sorge kennt, als aus den Kindern gesunde und glückliche Menschen zu machen, und die Dame, die auf dem erhöhten Sitz der Buchhaltung das Getriebe des Restaurants überschaut, waltet in Ehren und mit Fleiß seit 20 Jahren dieses Amtes. Gefällig bedient mich der Verkäufer in dem großen Magasin, geschäftig läuft der Briefträger über die Straße, und väterlich weist mir der Schutzmann den Weg, nach dem ich ihn befragt habe. In jener Nebenstraße hofft der Grünkramhändler auf Absatz der mit Obst und Gemüse gefüllten Körbe, und die schlichte Frau mit dem Einkaufskorb rechnet gerade aus, ob sie diesen oder jenen Einkauf noch wagen könne, ohne das schmale Budget des Haushaltes aus dem Gleichgewicht zu bringen. Und dies alles, was da zu Tausenden und Hunderttausenden herumläuft, dieses Menschenkonglomerat, das die Millionenstadt bildet, es „haßt" nicht die Deutschen, es denkt gar nicht an sie, es hat keinen anderen Zweck, als der kargen Freude nachzujagen, die unter Last und Widerständen der kurze Lebenslauf bietet.

Ja, wer bei dem Wort „Franzose" nicht die im Unterbewußtsein festgesetzte Karikatur aufleuchten läßt, sondern mit seinem Auge erkennt, daß jene Menschen sich nach den gleichen ewigen Gesetzen bewegen, von Hunger und Liebe getrieben wie wir, des Lebens Ernst und Freude ertragend und schlürfend wie wir, der da erkennt, daß der Krieg denselben Schmerz und die gleiche Erschütterung in ihre Reihen trägt wie in die unseren, der kann nicht mehr blind hassen und verdammen. Tatwam asi — das bist Du — gilt auch für die Vorstellung von Nation zu Nation. Wann werden die Menschen den Irrwahn erkennen, dem sie sich hingeben, und durch den sie ihr eigenes Leid statt zu lindern nur vermehren? Wann wird man ihnen von den Kanzeln predigen „das bist Du", wann in der Schule, in den Büchern, in den Zeitungen, damit der verderbliche und unehrliche Nationenhaß endlich aufhöre?

*

28. Oktober 1914.

Sie täuschen sich alle über die Opfer hinweg mit dem Sieg, den sie zu erringen suchen. Der Sieg soll ihre Zukunft sichern. Aber der Sieg, der soviel Vergangenheit verschwendet, kann nie eine Zukunft sichern, da er den Haß gebiert, der alle Sicherheit frißt. Die Sicherung der Zukunft ist nur möglich durch freie Gegenseitigkeit aller, also durch den Sieg über sich selbst. Ihr irrt Euch, wenn Ihr meint, Ihr werdet umso sicherer sein, je mehr Tote Ihr dem Feind bereitet. Die Toten führen zwar kein eigenes

Leben mehr, aber ihre Wirkung bleibt. Sie bilden den großen Antrieb des Hasses, der dem Sieger niemals Ruhe gibt. Und Euere Toten sind daher umsonst geopfert. Sie helfen Euch nicht die Sicherheit der Zukunft bauen und fehlen Euch in Eurem Hause als Arbeiter, als Denker, als Zeuger. Sie fehlen Eurem Hause als Bewahrer des Kapitals der Vergangenheit, das in ihnen aufgespeichert lag, und das der nationalen Gemeinschaft, der Menschheit dankbar zu verzinsen und zurückzuzahlen Ihr ihnen unmöglich gemacht habt. So fehlen sie Euch nicht nur beim Dach, sondern auch beim Fundament. Und Ihr werdet diese Lücken wieder auszufüllen suchen durch neue Gewehre und Kanonen!

Menschenvergeuder! Ihr seid auf falscher Bahn, wenn Ihr glaubt, Ihr könnt die warmen Leiber Eurer Gemeinschaft durch harten Stahl ersetzen.

*

Bern, 10. November 1914.

Die Parole der Verbündeten, daß sich ihr Kampf hauptsächlich gegen den deutschen Militarismus richte, hat in Deutschland Anlaß gegeben, sich damit zu befassen, was „Militarismus" eigentlich sei.

Der Protest der 93 deutschen Intellektuellen, die in ihrem vaterländischen Eifer soweit gehen, den deutschen Militarismus einfach mit der deutschen Kultur zu identifizieren, geht den Dingen nicht auf den Grund. Es ist Unsinn, zu sagen: „Ohne den deutschen Militarismus wäre die deutsche Kultur längst vom Erdboden getilgt." Hier liegt eine Verwechslung von Heereswesen und Militarismus vor.

Näher kommt der Sache eine von einem General der Infanterie im „Tag" veröffentlichte Zuschrift folgenden Inhalts: „In Nummer 250 des ‚Tag' findet sich ein Artikel über Militarismus, der unter anderem erklärt, das Wort bedeute Kriegswesen. Damit wird dem Worte gewissermaßen ein anständiger Platz unter den Fachausdrücken zugewiesen. Diese Erklärung ist nicht zutreffend. Das Wort „Militarismus" ist ein Schmähwort, das sich gegen alles Militärische richtet und bedeutet so wenig Kriegswesen, wie ein anderes Schmähwort ‚Soldateska' etwa Heer bedeutet. Das Wort ‚Militarismus' ist von der roten Internationale wenn nicht erfunden, so doch am meisten gebraucht. Im engeren, etwas besseren Sinne wird damit wohl eine *Kriegsorganisation gemeint, durch deren Einfluß die bürgerliche Freiheit beeinträchtigt und der Kulturfortschritt gehemmt wird.* So gebrauchen es jetzt die verlogenen Briten gegen uns. Wir müssen es weit von uns weisen, daß es überhaupt in Deutschland einen Militarismus gibt oder je gegeben hat. Wir haben ein volkstümliches Heerwesen und ein Volksheer."

Aber auch damit scheint der Inhalt des Begriffes Militarismus noch nicht voll erschöpft zu sein. Ich glaube, daß das Heerwesen und die Kriegsorganisation daher nur in zweiter Linie in Betracht kommen. *Militarismus bezieht sich gar nicht auf das Militär,* sondern auf eine Geistesrichtung, die sich allerdings vorwiegend auf militärische Kraft stützt. Aber die Geistesrichtung ist dabei die Hauptsache. Es scheint mir der Militarismus lediglich in dem Widerspruch zu liegen, der von den Anschauungen des isolierten, auf Selbstbehauptung beruhenden Staates ausgeht, und dessen Politik mit den die Welt heute beherrschenden Tendenzen der Zusammenarbeit und gegenseitigen Abhängigkeit nicht in Einklang zu bringen ist. Es ist Harmoniestörung durch Anwendung solcher politischer Methoden, die dem Neuen in der Entwicklung nicht mehr entsprechen. Die neue Welt hat nun einmal den isolierten Staat überwunden, kann durch ihn ihre höheren und vielfältigen Aufgaben nicht mehr erfüllen, und ein Staat, der die für die Zusammenarbeit Aller erforderlichen Methoden verwirft, muß notwendigerweise dem andern als Gegner erscheinen. Das ist der Sinn des Vorwurfs militaristischen Gebahrens, den heute so viele Völker Deutschland gegenüber erheben.

*

19. Dezember 1914.

Sicherlich wird eine spätere Zeit über die gegenwärtig maßgebende Militäranschauung von der unbedingten Notwendigkeit, den Ereignissen vorzugreifen, anderer Meinung sein. Sie wird sich sagen, daß das Risiko eines Kriegs mit dem schwächsten Schein der Hoffnung auf seine Vermeidung noch mehr wert ist als die günstigste Anfangschance, die auf die weitere Möglichkeit der Vermeidung kein Gewicht legt. Man wird über die jetzt geltenden Methoden streng urteilen.

Aber wir Zeitgenossen werden von dieser späteren Erkenntnis wenig Vorteil haben. Wir sagen uns, daß die Zeit der Kabinettskriege schon glücklich überwunden ist. Eine spätere Zeit wird aber auch die *Generalstabskriege* überwunden haben, unter denen wir leiden.

Das ist die große Gefahr, daß es eine Kaste von Menschen gibt, die das Machen von Geschichte zum Beruf erwählt hat. Die Auffassung dieser Leute von jenen Vorgängen, die sie für Geschichte halten, und von den Pflichten ihres Berufes sind falsch. Sie halten noch immer an der irrtümlichen Idee fest, daß das Herumschieben von Menschengruppen, das Andersaufteilen von Ländern, das Herumlaborieren an dem natürlichen Gruppierungs- und Niederlassungsprozeß Geschichte sei. Man hat in naiven,

sehr höfisch gesinnten Zeiten diesen falschen Gedankengang gehegt und ist seitdem dabei geblieben, weil das Geschäft seinen Mann nährt und überdies sehr angesehen und interessant ist. In Wirklichkeit ist das, was man Geschichte nennt, nicht der Vorgang der Entwicklung der menschlichen Gruppen, sondern ein störendes Hineinpfuschen in diese Entwicklung. Die Leute, die da wähnen, in diesem Sinn Geschichte zu machen, halten sie nur auf. Die Menschheit wäre in ihrer Entwicklung sehr viel weiter, wenn diese berufsmäßigen Geschichtemacher sie in Ruhe lassen wollten. Die großen Fragen und Probleme, die die Menschheit fortwährend mit Konflikten bedrohten und heimsuchen, sind zumeist nur Erfindungen dieser berufsmäßigen Geschichtemacher, Spekulationen, die ihnen als Folie für ihr Dasein dienen. In Wirklichkeit sind alle diese Dinge gar nicht so wichtig, gar nicht so aufregend, erst das Indenvordergrundstellen, ihr Insaugefassen von einem gewissen, immer einseitigen Gesichtspunkt, die jahrhundertelange Bearbeitung der Psyche der Geschichtsobjekte lassen sie so schwierig, so wichtig, so blut- und eisenmäßig erscheinen. Und wenn man die Menschen erst einmal in Ruhe lassen wird mit all diesen politischen Schlagworten, mit diesem Traditionsballast, mit der ganzen schiefen Weltanschauung der Geschichtemacher, wird man erstaunt sein, daß es auch ohne diese Eingriffe geht, ja, daß das normale Leben der Menschheit dann erst recht zur Entwicklung kommen wird, befreit von all dem Alpdrücken der politischen Manien. Die Entwicklung der Baumwollpflanzung und des Reistransportes, der Petroleumausbeutung und Wasserkraftverwendung wird sich alsdann als das Wichtigere erweisen, und die Erfindung des Knopfes oder des Wagenrades wird eine größere Bedeutung gewinnen als die Schlachten bei Mantinea, Chalons und Leipzig.

Der Beruf des Zunftdiplomaten, des Geschichtemachers, wird brotlos werden, aber die Menschheit wird in ihrer Gesamtheit zum ersten Mal ausreichend Brot besitzen.

*

Bern, 1. Januar 1915.

So haben wir das Unglücksjahr 1914 überwunden. Ein neuer Zeitabschnitt beginnt, dessen Entwicklung von der gesamten Welt mit höchster Spannung erwartet wird. Als heute Nacht die zwölf Schläge dröhnten, drang sich jedem Lebenden die bange Frage auf: Wird dieses Jahr die Einstellung des Krieges bringen? Und wie wird der Friedensschluß zustande kommen?

Wirklich zwei bange Fragen. Denn für den, der zu ermessen versteht, wie groß die Erschütterungen sind, die diese fünf Kriegs-

monate schon herbeigeführt haben, für den mag es immerhin fraglich erscheinen, ob die Sylvesternacht 1915 schon über ein vom Kriege befreites Europa sich niedersenken wird. Der innige Wunsch und das lebhafte Hoffen mögen diesen Zweifel beeinträchtigen. Der Verstand muß ihn aufrecht erhalten! Die Entscheidung muß für den unterliegenden Teil so einschneidend sein, daß jeder Teil bis an das Ende seiner Kräfte kämpfen wird. Und wenn der Krieg ergebnislos zu Ende geht, so wird dies von den Streitteilen auch dann erst zugegeben werden, bis bei allen dieses Ende der Kräfte erreicht sein wird. Kann sich beides im Verlauf von zwölf Monaten ergeben? Und kann, wenn es selbst zu den Einstellungen der Feindseligkeiten kommen sollte, auch der Kampf an dem grünen Tisch der Friedenskonferenz bis dahin beendigt sein? Wir können nur sagen „Vielleicht?“ —

Und die andere Frage, die mir noch wichtiger erscheint als die nach der Beendigung des Kriegs, die nach der Gestalt des künftigen Friedens, sie spornt unsre Zukunftserwartungen bis zur Unerträglichkeit an. Wie wird Europa nach diesem Krieg aussehen, welcher Geist wird siegen? Wird der Beginn der Weltorganisation (an die vollendete Organisation ist nicht zu denken) bemerkbar sein, oder wird sich die Anarchie vertieft haben? Wird der unglückliche Erdteil dem Verfall und der Auflösung entgegengehen und das Zentrum der Welt nach Amerika sich verschieben? Die Antwort ist jetzt unmöglich. Beide Chancen sind gleichmäßig wahrscheinlich. Wir dürfen auf die erstere hoffen, aber von der letzteren nicht überrascht sein.

Bei mir trifft das umsoweniger zu, als ich selbst immer darauf hingewiesen habe, daß ein europäischer Krieg notgedrungen eine Herabdrückung der Bedeutung Europas zur Folge haben müsse. Nicht nur deswegen, weil — wie heute viele meinen — durch die Heranziehung andersfarbiger Truppen auf europäische Schlachtfelder das Erwachen der im Europäerdünkel als „inferior“ bezeichneten Rassen beschleunigt würde, sondern weil die Lebensbedingungen des Verkehrszeitalters ein stabileres und weniger mittelalterliches Zentrum der Welt erfordern. Es wäre eine ganz natürliche Erscheinung, wenn die alternde Mutter Europa ihren Kindern jenseits der Meere, die sie gezeugt hat, die Herrschaft übergeben müßte.

Traurige Aussichten, aber nicht unwahrscheinliche. Und all dieses soll das Jahr 1915 entscheiden. Man kann es daher begreifen, daß es mit Gefühlen begrüßt wurde, die der lebenden Generation fremd sind.

18. Januar 1915.

Aus Frankreich kommt die Nachricht, daß sich die Regierung veranlaßt sah, gegen Personen vorzugehen, die im Lande umherreisen und besonders bei den Frauen Propaganda für einen Friedensschluß machen. Es wurde angeordnet, solche Personen zu verhaften.

Als ich diese Mitteilung las, war ich überzeugt, daß daran anknüpfend auch in Deutschland ein Sturm gegen die Pazifisten und ihre „landesverräterische Agitation" losgehen werde. Leute, die für den Frieden eintreten, müssen unbedingt doch Pazifisten sein.

*Sie sind es nicht!*

Wir haben hier ein prachtvolles Schulbeispiel für eine von mir zuerst und seitdem so oft vergeblich hervorgehobene Unterscheidung zwischen Nicht-Krieg und Frieden. Jene Agitatoren in Frankreich wollen nur den Krieg beendigen, und wir Pazifisten wollen den Frieden sichern. Nicht bloß einen Friedensschluß, der einen Krieg abschließt, sondern eine Neuordnung der Dinge, die Kriege — wenigstens in ihrem bisherigen Wesen — unmöglich macht.

Wir wollen nicht kurze Kriege, sondern die Vorbeugung von Kriegen überhaupt. Wir haben nur prophylaktisch zu wirken, nicht therapeutisch.

Ich wiederhole hier zum besseren Verständnis des Gesagten, was ich so oft geschrieben habe: *„Wir sind keine Feuerwehr, die man ruft, um einen Brand zu löschen. Wir sind lediglich die Anpreiser eines Imprägnierungsmittels, das bei rechtzeitiger Anwendung den Brand verhüten kann."*

# SOZIALISTISCHE SCHRIFTEN

Soeben erschienen:

## FRIEDRICH ADLER

Friedrich Adler vor dem Ausnahmegericht.
Die Akten eines Weltgerichts . Geheftet M. 8.—
Gebd. M. 10.—

## LUDWIG BAUER

Der Kampf um den Frieden . . . M. 6.—

## EDUARD BERNSTEIN

Völkerbund oder Staatenbund.
Die Diagnose der Weltkrankheit und das Rezept zu dauernder Gesundung . . . . . M. 1.50

## DIMITRY GAWRONSKY

Die Bilanz des russischen Bolschewismus.
Auf Grund authentischer Quellen dargestellt.
Freiheit oder Terror . . . . . M. 2.50

## KARL KAUTSKY

Demokratie oder Diktatur?
Ein Katechismus der Sozialdemokratie . M. 2.—

## KARL KAUTSKY

Habsburgs Glück und Ende.
Das Buch vom Kampf der Nationalitäten und der Revolution in der alten Donaumonarchie . M. 3.—

## GUSTAV LANDAUER

Aufruf zum Sozialismus . . . . . M. 6.—

## GUSTAV LANDAUER

Rechenschaft.
Der Führer zum Geist der Zukunft Geheftet M. 8.—
Gebd. M. 11.—

## RICHARD SEIDEL

Klassenarmee und Volkswehr . . . M. 3.50

## HEINRICH STROEBEL

Die erste Milliarde der zweiten Billion
Die Gesellschaft der Zukunft . Geheftet M. 10.—
Gebd. M. 12.50

Ausführlicher Prospekt auf Verlangen kostenlos

VERLEGT BEI PAUL CASSIRER / BERLIN

Anfang April erscheint:

# KURT EISNER

## Gesammelte Schriften

### Zwei Bände

28 M. geheftet 34 M. gebunden

Aus dem Inhalt:

Wir Toten auf Urlaub . Jaurès . Völkerrecht . Theorie des großen Krieges . Die Neunte Symphonie . Bismarck über Kriegführung und Kriegsziele . Die Austrocknung des heiligen Geistes . Aus Tagheften 1914—1918 . Kleine Kriegsmärchen . Marx-Feier . Sozialdemokratie und Staatsform . Eine öffentliche Diskussion zwischen Kurt Eisner und Karl Kautsky . Der Sultan des Weltkrieges Auswärtige Kritik in der deutschen Sozialdemokratie Tragikomödie des deutschen Liberalismus . Die Meineidslinde von Essen . Chefredakteur Wilhelm . Preß-Probleme Aus der Pantherzeit . Die hohen Stühle . Hertling . Die Kabinettsordre von 1820 . Der Geßlerhut . Religion des Sozialismus . Die Kindesmörderin . Vom unheiligen Weltgeist . Der Zuhälter . Die neue Lehre von Bethlehem Kopenhagen . Zum Gedächtnis Herders . Kant . Fichte Fichte und Tolstoi . Ueber Schillers Idealismus . Das klassische Elend . Der punktierte Goethe . Das Preußentum Heinrich Kleists . Karl Marx' Kunstauffassung Arno Holz: Ignorabimus . Jonathan Swift . Marie-Joseph Chénier . Zolas Werk . Strindberg nach der Höllenfahrt: Scheiterhaufen, Rausch, Gespenstersonate, Totentanz, Wetterleuchten, Advent, Die Damaskus-Trilogie, Traumspiel, Brandstätte Eropsyche singt von neuem Leben.

VERLEGT BEI PAUL CASSIRER / BERLIN

# DIE WEISSEN BLÄTTER

## EINE MONATSSCHRIFT

SECHSTER JAHRGANG 1919 ·
QUARTAL APRIL-JUNI

VERLAG PAUL CASSIRER / BERLIN W 10

# INHALTSVERZEICHNIS

## I.

## AUFSÄTZE UND GLOSSEN


| | HEFT | SEITE |
|---|---|---|
| Henri Barbusse, An Gabriele d'Annunzio | V | 227 |
| Ernst Bloch, Wie ist Sozialismus möglich? | V | 193 |
| Victor Cyril, Sammlung (Lesebuch) . . . . | V | 238 |
| Iwan Goll, Über das neue Buch von Barbusse | IV | 187 |
| Max Hodann, Die Partei der Vernunft — Eine Erwiderung. . . . . | VI | 265 |
| Annette Kolb, Aus dem Berner Tagebuch | IV | 173 |
| Oscar Levy, Nietzsche im Krieg . . . . . | VI | 277 |
| Bernhard Shaw, Winke zur Friedenskonferenz | IV | 145 |
| René Schickele, Das weiße Brett . . . . . | VI | 285 |
| Alfred Wolfenstein, Aufruf gegen ein Gift | VI | 270 |


## II.

## GEDICHTE


| | | |
|---|---|---|
| Johannes R. Becher, Hymne auf Rosa Luxemburg . . . . . | V | 232 |
| René Schickele, Abschwur . . . . . | VI | 288 |
| Ernst Toller, Gedichte . . . . . | VI | 261 |
| Franz Werfel, Der Ritt . . . . . | IV | 181 |

## III.

## EPOS UND DRAMA


| | HEFT | SEITE |
|---|---|---|
| Rudolf Fuchs, Jasnaja Poljana . . . . . | IV | 184 |
| Douglas Goldring, Der Kampf um die Freiheit. Erster und zweiter Akt . . . . | V | 202 |
| Dritter Akt . . . . . | VI | 241 |
| Alfred Wolfenstein, Tiere . . . . . | V | 235 |